



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Ein wunderlicher Heiliger.

Von Rudolph Straß.

(2. Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen tat Thomasine Rasmussen etwas, was sie noch nie getan: sie dachte über ihr bisheriges Leben nach. Das war nicht lang. Zweiundzwanzig Jahre. Von denen gingen die meisten noch ab. Vor fünfzehn, sechzehn war man doch nur halb Mensch. Und was hatte sie in der Zeit danach getan? Eigentlich nichts — sich amüsiert, Reisen gemacht, Gesellschaftswinter überstanden und schließlich doch nur gewartet. Auf den, der alles aus einem

jezt fremder. Denn es waren eben die Wesenszüge, die sie nun bei sich als Mängel empfand. Er dachte viel zu sehr an sich, eigentlich nur an sich. Und das tat sie auch. Er betrachtete die Welt nur als einen Ort, wo man sich auf Kosten anderer amüsierte, und gerade so hatte auch sie gelebt, gedankenlos, immer in den Tag hinein.

Durch die Kolläden ihrer Fenster funkelte der ewig blaue Himmel Agyptens, Sonnenlichter zitterten dahinter auf Palmen-



Mondnacht in der Ukraine.

Gemälde von A. Rouindje.

machen sollte, auf den Mann. In dem Müßiggang gingen die Jahre hin, bis der kam. Aber wann kam er? War es wirklich Erich Bardeleet?

Sie merkte jetzt erst, daß sie schon auf dem Punkt gewesen war, sich ihm zu ergeben. Bis gestern nachmittag. Seitdem war sie wieder stärker gegen ihn. Er hatte zu viele Eigenschaften mit ihr gemein. Und gerade das machte ihn ihr

grün — von fern klangen verworren die seltsamen Rufe des Morgenlandes, zu neuen Wundern und Rätseln lockend; aber sie gähnte nur, sie kannte das alles und ärgerte sich über das Husten der Dame in dem Gemach neben ihr und über den Wortwechsel, den draußen auf dem Flur das Schweizer Stubenmädchen in fließendem Arabisch mit ihren Feinden, den braunen Zimmerboys, führte, und sogar über die alten Hufebecks, mit

denen sie nachher unten frühstückte und die doch nicht langweiliger waren als sonst, und sich über einen Koch stritten, den sie einmal in Schanghai gehabt: war es der Hung gewesen, der Schmutzstink, oder der Li, sein Vorgänger, der so viel stahl? — oder doch Hung? — Und Thomsine Rasmussen hörte kaum zu und schaute ins Leere und sah plötzlich Erich Bardefleet vor sich.

Er hatte schon seinen Morgenritt gemacht. Weiße Pferdehaare klebten an seinen bauchigen Hosens, die vom Knie abwärts plötzlich in ganz enge, gelbe Gamaschen übergingen, und sein Gesicht war erhitzt. Der Sportanzug kleidete ihn gut. Er sah groß und kräftig darin aus. Ein Hauch von Morgenfrische und Gesundheit und robustem Selbstgefühl umwehte ihn, wie er da, die Reitpeitsche unter dem Arm, stand. Seine Sporen klirrten leise. Sie sah, daß deren Ränder blutrote Spitzen trugen. Er hatte seinen Schimmel nicht geschont.

Sie beide gingen hinaus in den Hotelgarten, wo es still und sonnenheiß war und fremdartige Palmen aus Indien ihre Federkronen auf hohen weißen Stämmen wiegen und seltene Blumen im Gras leuchteten und braune Gärtner in purpurnen Kopftüchern, sie pflegend, daneben knieten. Da schritten sie nebeneinander die Kieswege auf und ab, und er fragte sofort: „Was war das nun eigentlich gestern mit Ihnen, Fräulein Rasmussen? Man könnte geradezu glauben, dieser Kilian Böhme hätte Sie verheert gehabt!“

„Nein!“ verlegte sie. „Ich hab' mich nur geärgert! Über euch alle, und über Sie ganz besonders, Herr Bardefleet! Ihr treibt da euren Spott mit einem Menschen, der geistig weit über euch steht . . .“

„Danke!“ sagte Erich Bardefleet. „Ich bin mir meiner Minderwertigkeit voll bewußt. So war ich schon als kleiner Junge, immer ein seelenguter Keel, aber dumm — dumm! Nichts zu machen! Und wodurch hat Kilian Böhme Ihnen seine höhere Begabung bewiesen . . .?“

„Er hat mir erzählt — von der Sphinx — was die schon gesehen hat . . .“

„ . . . und daß er selber dabei gewesen ist, vor ein paar tausend Jahren, das nicht auch?“

„So etwas Ähnliches!“ gab sie zögernd zu.

„Na, da sehen Sie doch, wie verrückt er ist!“ Erich Bardefleet zündete sich gleichmütig eine neue Zigarette an. „Zu drollig, daß Sie so jemanden ernst nehmen . . .“

„Nun ja . . . etwas Sonderbares ist ja natürlich in ihm! Aber . . .“

„Sonderbar? Verbummelt ist er bis in die Knochen! Wenn man ihn mit ins Bierhaus nimmt, schwächt er jedem solches Zeug vor, die ganze Nacht hindurch, solange man ihm freies Bier zahlt. Ich hab's ein paarmal getan, bis er mir zu langweilig wurde. Und zum Dank beißt er mich gestern nachmittag in den Finger — frech wie ein Affe! Ein unmännliches, kleines Scheusal ist er! Auf diese Eroberung brauchen Sie nicht stolz zu sein, Fräulein Rasmussen! Wissen Sie, was die Leute neulich mit ihm getan haben? Da legten sie ihn, wie er zuviel getrunken hatte, abends in den Schlafwagen nach Luxor, und am andern Morgen wachte er plötzlich in Oberägypten auf und hatte keine Ahnung, wie er dahin gekommen war, und schimpfte wie ein Mohrspatz . . .“

„Das war recht roh!“ sagte Thomsine. Aber es gefiel ihr auch nicht recht, daß Kilian Böhme solche Späße mit sich treiben ließ. „Ihr solltet doch Mitleid haben! Ein Mensch von dieser geistigen Bedeutung . . . oder merken Sie die überhaupt nicht, Herr Bardefleet?“

Ihr Begleiter zuckte die Achseln: „Wenn er früher Verstand hatte, so hat er ihn eben verloren. Gegenwärtig redet er Unsinn, den er so oft wiederholt hat, daß er selber steif und fest daran glaubt — an seine Seelenwanderung, daß er schon einmal ein Elefant war, und auf den Ringen des Saturn rundum gelaufen ist, und all den Kram, das sind doch Nacht-

phantasien, Alkohol, Haschisch, zu viel türkischer Kaffee, Herrgott ja, weiter nichts.“

Thomsine Rasmussen war etwas gedrückt. „Aber wenn man ihn gehört hat,“ sagte sie, „kommt man sich so oberflächlich vor, wie man so in den Tag hineinlebt und nichts tut . . .“

„Ja, tut er denn etwas? Wenn man die menschliche Faulheit malen will, so ist doch Kilian Böhme das Modell! Denken Sie nur, wie der Wicht im Sand sitzt und blinzelt.“

Sie wußte nicht gleich etwas zu entgegnen. „Aber es ist doch eine andere Faulheit!“ meinte sie endlich. „Sie kommt doch bei ihm von innen heraus, aus Überzeugung sozusagen.“

„Sie kommt einfach aus einem Menschen, der einen zu schwachen Charakter hatte und an sich selber im Leben Schiffbruch gelitten hat und ganz verträumt und versumpft ist!“ sagte der hanseatische Patrizier hart und ernster als bisher. „Was ist das nun für eine Existenz? Die Wissenschaft hat ihn längst aufgegeben! Das weiß ich von hiesigen Ägyptologen. Die andern Europäer hier verachten ihn, die Orientalen belächeln ihn, er ist ein unglücklicher Zwitter zwischen Morgen- und Abendland geworden mit allen Gebrechen und Untugenden beider Rassen, im besten Fall ein großes Kind, aber zu nichts mehr gut, und das Greuliche dabei für einen Menschen wie mich ist, zusehen zu müssen, wie solch jemand die Fähigkeiten, durch die wir Europäer die Welt beherrschen, vor aller Augen ablegt wie gebrauchte Wäsche: die Achtung vor sich selber — auch die körperliche! Stiften Sie ihm doch 'mal ein Stück Seife, es tut not — und die Willenskraft und die Selbstzucht und Kaltblütigkeit, alles, es bleibt nichts als ein kleiner schlafmüßiger Faulpelz im Sand, ja, das kann jeder: sich da hinsetzen und verworrenes Zeug schwafeln, solche sonderbare Heilige finden Sie doch vor jeder Moschee, aber ein Europäer ist dann in meinen Augen ein Tropf. Und wie soll er denn da andern irgend etwas sein oder ihnen helfen, wenn er sich selber so gar nicht hat helfen können?“

Seine lange, gegen den Schluß hin immer stärker erregte Rede hatte Eindruck auf Thomsine gemacht, mehr als sie sich selbst zugeben wollte. Sie fühlte sich etwas ernüchtert und beschämt in ihrem Glauben an Kilian Böhme. Und so sagte sie bedrückt: „Aber dann sollte er Ihnen doch wenigstens leid tun!“

„Gern!“ Erich Bardefleets Aufwallung war schon wieder verslogen. Er griff bereitwillig nach der Briefftasche, um ihr eine milde Spende für den Weisen in der Wüste draußen einzuhändigen, und sie wehrte unwillig ab. „So meinte ich es nicht!“

„Doch! Doch! Kaufen Sie ihm Kamm und Bürste dafür und einen Spiegel!“

„Nein! Seien Sie, bitte, ernsthaft . . .“

„Ich bin ernsthaft!“ sagte Erich Bardefleet und lachte. Er fühlte, er hatte gefiegt. „Was kann ich für Kilian Böhme tun? Ihm die Brüderschaft antragen? Befehlen Sie! Ich bin zu allem bereit.“

„Sie sollen einfach anders gegen ihn sein, nicht so, wie man im Mittelalter gegen seinen Hofnarren war, dazu ist er zu gut.“

„Schön! Ich werde mich künftig respektvoll gegen ihn benehmen!“ versicherte ihr Gefährte. Sie sah ihn zweifelnd an. Aber er erklärte noch einmal, ohne eine Miene zu verziehen: „Kilian Böhme kann mich nicht beleidigen. Also brauche ich ihn wegen seiner Grobheiten gestern nicht zu grollen. Wenn ich ihn wiedersehe, schüttle ich ihm die Hand und behandle ihn streng als Gentleman.“

„Wirklich?“

„Peinlich streng! Mein Wort darauf! Und jetzt muß ich leider weg! Denken Sie sich: all meine Kisten aus dem Sudan sind angekommen. Wenn ich nicht selbst zum Schiff

hinuntergehe und beim Ausladen dabei bin, geschehen lauter Dummheiten. Also für jetzt: Guten Morgen!"

"Guten Morgen, Herr Bardeleet!" sagte Thomazine Nasnussen feindselig. Bald nach ihm trat auch sie auf die Straße. Es war ihr nicht recht, daß er gegangen war. Sie hätte ihn lieber bei sich gehabt und empfand nun gar keine Lust, irgendwelche Bekannte aufzusuchen und mit ihnen in den Läden herumzustöbern und sich von den schlauen, europäisch gekleideten Indiern Silberfiligran und Stickereien aufschwätzen zu lassen. Sie schritt ziellos unter ihrem Sonnenschirm durch das bunte Getümmel, an der Tropenpracht des Esbefiechplatzes vorbei und weiter gegen den Nil hin, voll eines unbestimmten Mißmuts, daß sie sich unter Kilian Böhm doch etwas anderes vorgestellt habe, als er wirklich war, und daß solch ein Mangel an Menschenkenntnis, solch ein Strohfeuer von Begeisterung doch etwas sehr Lächerliches in den Augen eines Mannes wie Erich Bardeleet sein müsse, der die unangenehme Eigenschaft hatte, fast immer recht zu haben mit dem letzten Wort, das er sprach.

Es war das erstemal, daß sie so ganz einsam in Ägypten über die Straßen ging, im fremden Erdteil, zwischen dunkelhäutigen, farblich gekleideten Leuten. Es fiel nicht weiter auf. Die vielen Amerikanerinnen und Engländerinnen in Kairo waren an Selbstständigkeit gewöhnt. Aber Thomazine Nasnussen selbst hatte ein Frösteln des Ungewohnten. Man trat sonst immer scharenweise auf im Pharaonenlande. Man veranstaltete Partien und fiel urplötzlich lachend und lärmend in das Todesschweigen irgend eines Wüstentempels ein, um da zwischen zerfallenen Steinfloßen und geborstenen Niesensäulen zu luntchen, man gondelte gemeinsam auf dem Nil, man beobachtete vom Automobil, mit dem wählerischen Blick des Kenners, das Farbenspiel des Sonnenuntergangs, ob der blutrot wie gestern sein würde oder sonderbar schwefelgelb wie neulich, es war eine merkwürdige, aber nicht unangenehme Empfindung, das alles einmal los zu sein und ganz frei zu sein und selbständig zu handeln.

Und so schritt sie leichtfüßig dahin, zu der großen Nilbrücke, die sie gestern befahren, und über die auf das andere Ufer, und als sie da die Straßenbahn nach den Pyramiden stehen sah, stieg sie ein und fragte sich erst, als sie schon fuhr, was sie denn allein da draußen wolle, und fand die Antwort: gerade allein! Da würde diese Stätte der Jahrtausende ganz anders auf sie wirken als bisher, im Trubel der andern, und die ernste Stimmung, die Kilian Böhm gestern in ihr erweckt, nun doppelt nachklingen. Ihm selbst brauchte sie dabei ja nicht zu begegnen. Er konnte sie auch von seinem Zelt aus gar nicht an der andern Seite der Pyramide sehen.

Und als sie vor der stand, wandelte sie plötzlich die Lust an, auf die Spitze zu steigen. Das hatte sie noch nie getan. Es war ja nicht gefährlich, aber immerhin ein kleines Abenteuer. Und das wollte sie eben. Sie wollte auch einmal etwas auf eigene Faust unternehmen. Mochten sich nachher die andern wundern. Das war ihr in ihrer jetzigen, unruhigen und gereizten Stimmung gerade recht. Und kurz entschlossen dang sie sich Führer unter den sie umschreitenden Beduinen und wollte eben, nachdem der Erlaubnisschein gelöst und alles bereit war, den Fuß auf die erste Stufe setzen, da legte sich ihr von hinten eine Hand auf die Schulter, und Kilian Böhm stand, wie sie sich umwendete, als Araber vor ihr, ein wenig erhist und atemlos, denn er war gesprungen, und sagte freundlich, aber ohne jedes Erstaunen: „Allein können Sie mit den Leuten da nicht hinauf. Da gehe ich lieber mit. Das bin ich gewohnt.“

Und zugleich rissen schon zwei ausgestreckte Händepaare Thomazine Nasnussen über die ersten meterhohen Blöcke, ein dritter Araber schob aus Leibeskräften von hinten — und so ging das unter stetem Drängen und Bakfischgeheule wohl eine halbe Stunde lang steil in die Höhe, und Fräulein Nasnussen kam sich in ihrer Atemlosigkeit bald nicht mehr

wie ein Mensch, sondern wie ein Ballen vor, den starke Männer in steter Schwere emporzogen und zerrten und ein paarmal auf eine Felsenbank niederlegten und dann unter erneutem Triumphgeschrei weiter beförderten. Es war eine unrühmliche Kletterei, und in ihrem Schwanken zwischen Lachen und Ärger und Erschöpfung mußte sie über Kilian Böhm staunen, der viel gewandter, als sein rundlicher Körperbau ahnen ließ, förmlich mit den durch Übung gewonnenen, tagenartig schleichenden und lautlosen Bewegungen des Orientalen die Treppenablässe hinauffrag, und war froh, als der Nordwind immer kälter um die Kante der Pyramide wehte und über ihr keine steilen Quadern mehr, sondern nur noch blauer Himmel sichtbar war.

Da standen sie auf dem Gipfel — einer heißen, grauen Steinfläche, die wohl für zwanzig Menschen Raum bot. Jetzt auf einmal, von da oben, sah man ganz deutlich, was Ägypten eigentlich war — nur eine einzige riesenhafte, ganz schmale, schlangenförmige Oase, deren Rückgrat der vielfach gewundene Nil bildete. An seinen beiden Ufern grünt die Felber und blinkten die Wasserpfützen und rauschten die schwarzen Palmenwälder über den grauen Fellschindelfen — dicht daneben stammte zur Rechten wie zur Linken die tote, gelbe Wüste und rahmten zwei kahle Höhenzüge sie ein, soweit man sehen konnte. Fern im Norden trübten die Seenebel des Mittelmeers den Horizont. Nach der andern Seite hin war ein unbestimmter, weiter, weißlicher Schein. Tausende von flachen Dächern dämmerten da ineinander. Da lag Kairo. Dort stand jetzt Erich Bardeleet und ärgerte sich mit seinen Koffern. Darüber mußte Thomazine Nasnussen lachen. Ihr war jetzt, nachdem sie ein wenig zu Atem gekommen war, sehr frei und leicht hier oben zumut.

Sie hatte sich auf den warmen Boden hingefauert und die Hände über den Knien verschränkt. Die Araber waren unsichtbar. Sie hockten etwas abwärts im Schatten einer Stufe. Kilian Böhm hatte sie da hinuntergeschickt. Er selbst stand am Rand des Plateaus und hielt die Arme ausgebreitet und die Augen blinzelnd gegen die Sonne gerichtet. Seine verträumten Züge trugen einen feierlichen Ausdruck. Er murmelte etwas. Es klang wie: Allahu-akbar — Allahu-akbar — Allahu-akbar — der dreifache Gebetruf von der Moschee. In seinem weißen Mantel, der sich grell von der tiefblauen Luft dahinter abhob, sah er wie ein Geist aus. Dann rieb er sich geschäftig die Hände, trat von einem seiner bloßen kleinen Füße auf den andern — die Pantoffeln hatte er, weil sie beim Klettern beschwerlich waren, unten gelassen — und nickte stumm, in einer weltentrückten Erregtheit, als sei er Herr über alles, was sein Auge da unten sah.

Ihr Blick folgte dem seinen in die Tiefe. Wie klein war das alles — wie winzig klein. Die Araber am Fuß der Pyramide schauten wie weiße und bunte Pilze aus — die Kamele im Sand wie Feldmäuse — das große Menahaus wie ein weißlackiertes, eben aus der Schachtel gepacktes Kinderspielzeug — selbst die Sphinx drüben war zu einer einfachen liegenden Statue geworden, wie man solche Sandsteinfiguren wohl in deutschen Schloßgärten aus der Zopfzeit sah — Thomazine Nasnussen wendete das Auge beinahe erschrocken wieder ab und in die Ferne. Ganz dort drüben, jenseits der Wüste, halb in ihr verschwimmend und im sahlen Dunst wie durchsichtig, stand da wieder eine Gruppe von zeltartigen Dreiecken gleich einer Lustspiegelung am Horizont.

"Die Pyramiden von Sakkara!" sagte Kilian Böhm. "Die ältesten Bauwerke der Erde."

Er hatte sich neben sie hingelegt, den Kopf auf die Hand gestützt und sagte schläfrig, sich in der Sonne dehnend, halb wie im Traum: "Siebentausend Jahre stehen jetzt die Pyramiden drüben. Länger als hundert Menschenleben. Hundertmal ist der Mensch, der in ihrem Schatten sein Zelt aufgeschlagen hat, gestorben und wieder geboren worden und hat gelebt und ist wieder gestorben und war wieder da. Bis heute. Er

erinnert sich bloß nicht daran. Das ist das Unglück. Unser Kopf ist zu eng. Es geht im Leben zu wenig hinein und geht im Tod gleich wieder hinaus. Und dann fängt man von vorn an. Wenn man das besser weiß — so wie ich — dann kriegt man Mitleid mit euren ewigen Vorbereitungen zum Leben . . . man weiß wahrhaftig nicht, wer dickköpfiger ist von euch beiden — ihr oder der Tod! Erklären Sie mir, liebes, verehrtes Fräulein — wie heißen Sie doch wohl nur? . . .

„Ach — das ist ja ganz gleichgültig!“ sagte Thomaſine Rasmussen ungeduldig.

Der Weiße nickte. „Ja. Aber erklären Sie mir nur, bitte — ich möchte es schon lange wissen: warum lebt ihr alle so umständlich? Warum rafft ihr tausend Sachen zusammen, die euch in kurzem doch nicht mehr gehören, und zerbrecht euch den Kopf über tausend Dinge, die ihr doch nicht mehr erlebt? Da ist's doch viel geſcheiter, hier ruhig dazusitzen und sich zu denken: Man kann nicht sterben, weil man immer wieder lebt — und man kann im Leben nichts tun, weil man immer wieder stirbt! — Finden Sie nicht?“

„Das verstehe ich nicht ganz, Herr Doktor Böhmi!“

Er schüttelte erstaunt den Kopf. „Sonderbar!“ murmelte er. „Ich bin und bleibe der einzige Mensch, der das begreift . . .“ Dabei war sein Gesicht heiter. Sein Geheimnis leuchtete darauf. Und er fuhr fort: „Wahrscheinlich ist es nicht zu begreifen! Ihr könnt es so wenig sehen wie euer eigenes Gesicht. Aber wenn ihr's könntet, würdet ihr sehen, daß alles euer eigenes Gesicht trägt und ihr das aller andern Dinge . . .“

Und dabei verlor sich sein Blick träumerisch in der Unendlichkeit des Raums — Fluß, Tal, Wüste, Berg und Himmel, der in Mittagsglut um die Cheopspyramide dämmerte — und er schloß entschieden: „Ja — das ist zu hoch für Sie! Wie sollten Sie das begreifen, wo ich schon darüber verrückt geworden bin!“

Er beugte sich vor und zupfte sich vorsichtig, mit spitzen Fingern, eine kleine schwarze Wüstenfliege, die sich, vom Wind getrieben, bis auf die Spitze der Pyramide verirrt hatte, vom Burnus und setzte sie, voll Behutsamkeit, um sie nicht zu verletzen, neben sich in die Sonne.

„Die Mücke da ist immer noch mehr als ihr da unten!“ sagte er. „Sie fügt wenigstens niemandem etwas Böses zu — während ihr . . . da kommen sie zu mir heraus — Ihr Freund, der Blonde — und die alle — zu mir in meine heilige Einsamkeit — nur um mich am Bart zu zupfen und anzugaffen, mit ihren kalten, gläsernen Fischaugen, als wäre ich der Seiltänzer auf dem Jahrmärkte. Sie schämen sich nicht vor der Sphinx — sie schämen sich nicht einmal vor mir — sie denken: so ist's gut und recht . . .“

„Nein! Es war gewiß nicht recht!“ versetzte Thomaſine Rasmussen gedrückt. „Es war recht einfältig von uns. Verzeihen Sie bitte, Herr Doktor!“

Es war ihr sonderbar, daß sie zu dem rundlichen, sonnengebräunten Araberſcheich neben ihr „Herr Doktor“ sagte — aber sein Gesicht strahlte auf einmal bei ihren Worten.

„Nicht wahr?“ meinte er eifrig und rutschte etwas näher, so daß ihre Ellbogen sich fast berührten. „Das ist doch klar, wie klein und kläglich das alles ist? Wenn ich da hinunterschaue, da wundere ich mich immer, wie ihr das aushaltet, ihr armen Leute! . . . Und vor allem begreife ich nicht, wie Sie das aushalten . . .“

„Warum gerade ich?“

„Weil Sie anders sind als die andern!“ sprach Kilian Böhmi ernst. Es war etwas Feierliches in seiner Stimme. Er schaute dabei hinaus über das Niltal und winkte mit der Hand einem durch die Luft vorüberhuschenden weißen Taubenflug gute Reise nach.

„Das glaube ich nicht!“ versetzte Thomaſine Rasmussen. „Wieso denken Sie sich denn das?“

„Das weiß ich doch!“ Er hatte sich vertraulich dicht neben ihr am Boden hingetollt. „Ich habe Sie doch beobachtet. Als gestern dies lange blonde Hauttier mit den weißen Schneidezähnen seinen Hohn mit mir trieb — da war es Ihnen nicht recht . . . Sie haben mit mir ein bißchen Mitleid gehabt — und später, an der Sphinx, sind Sie abseits von den andern gegangen, als ich kam, und haben auf mich gehört und nicht auf die bösen Buben an dem photographischen Apparat. Und heute sind Sie ganz allein herausgekommen. Und ich hab doch nicht lange auf mich warten lassen — nicht wahr? Gelaufen bin ich von meinem Zelt durch den Sand, die Pantoffeln in der Hand . . .“

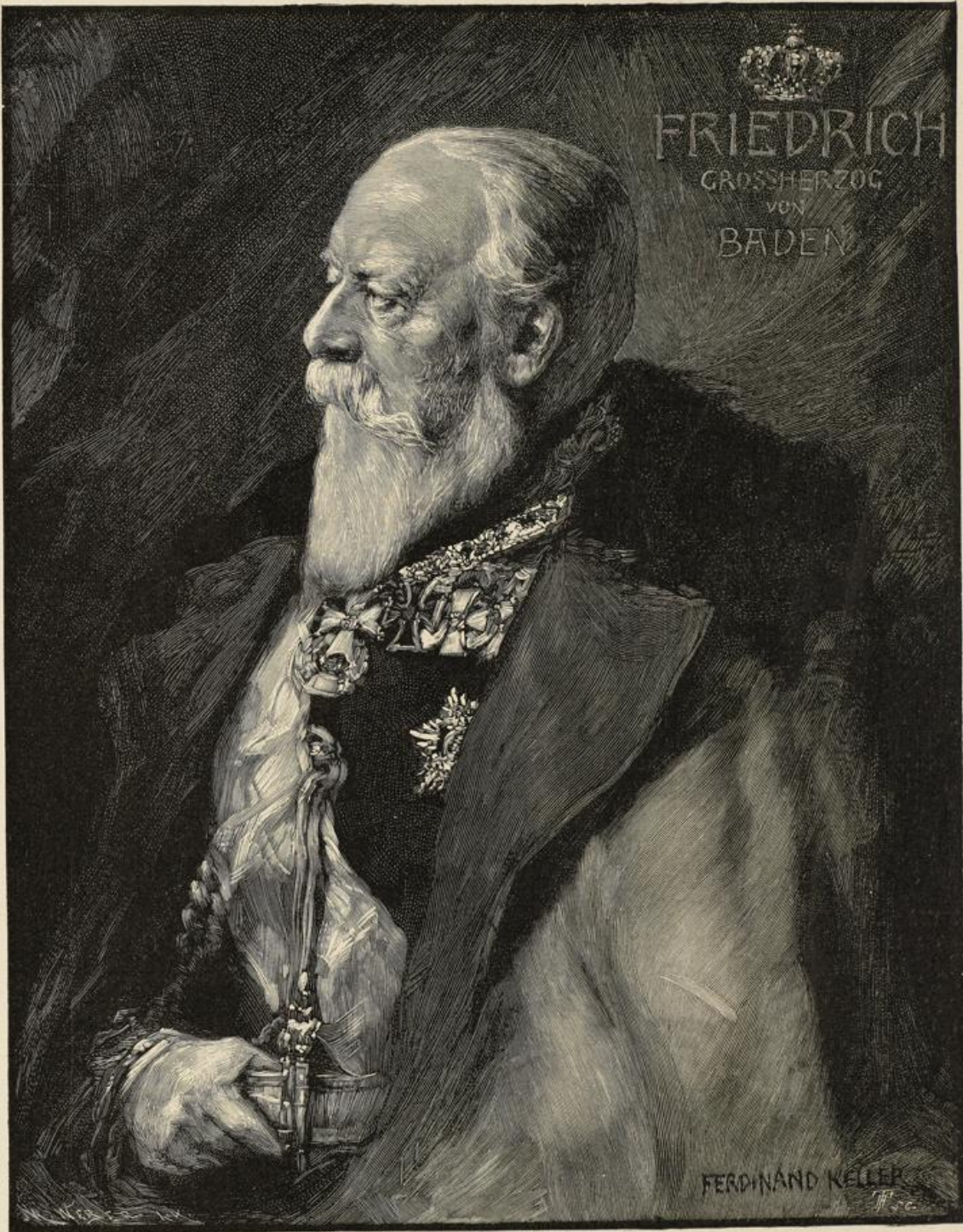
Das sprach er in aller Unschuld aus, daß sie doch nur um feinetwillen wieder hierhergefahren sei — ohne alle Eitelkeit, harmlos wie ein Kind, während seine Hand zerstreut in dem weichen, dunkelen, krausen Vollbart spielte. Und so sehr sie sich über sein zutraulich naives Lächeln ärgerte, mußte sie sich doch zugeben: etwas war schon daran richtig! Sie hatte das bloß vor sich selbst nicht wahr haben wollen.

Und plötzlich versetzte Kilian Böhmi gedämpft und aufgeregt und machte dabei große Augen und faßte ihre Hand: „Eilen Sie! Fliehen Sie, ehe es zu spät ist! . . . Sie leben ja mit Zöllnern und Sündern zusammen, liebes Fräulein! . . . Der Lange, Blonde besonders — oh weh — wahrlich, ich sage Ihnen: der ist für Sie der leibhaftige Antichrist! Der verschlingt Sie mit Haut und Haar. Der verdirbt alles an Ihnen, was gut ist und was noch viel besser sein könnte, wenn man es gepflegt hätte. An Ihnen ist viel gesündigt worden, Fräulein — nun, ich weiß Ihren Namen nicht — und es wird noch viel mehr an Ihnen gesündigt werden, so lange Sie das nicht merken und mit auf der Bank der Spötter sitzen. Das ist keine Gesellschaft für Sie. Es tut mir weh, Sie da zu sehen!“

„Bitte — lassen Sie doch meine Hand endlich los!“ sagte Fräulein Rasmussen, und er tat es und fuhr noch eindringlicher fort: „Gewöhnen Sie sich doch die Menschenfurcht ab — daß Sie immer denken, man müsse so sein wie die andern — man muß von Ihnen weggehen — weit — weit — da ist dann ein Feldweg linker Hand — da kommt man zu sich selber — und gewöhnen Sie sich den Menschenhunger ab! Sie nehmen doch nicht mit jeder schlechten Speise vorlieb — warum denn mit jedem schlechten Menschen — jetzt für den Nachmittag, um einen armen Einsiedler aufzustöbern wie mich — mal fürs ganze Leben. Und dann ist's zu spät!“

Er sprang auf und marschierte mit ungeduldigen Schritten auf der Pyramidenterrasse auf und ab wie eine Schildwache. Der Nordwind bauſchte die weiten Falten seines Mantels abenteuerlich auf. Über den Stufenabſatz lugten die braunen Köpfe der Araber und verschwanden wieder. Endlich machte er vor Thomaſine Halt, die am Boden sitzen geblieben war und nun zu ihm aufſah und ihn ernst fragte: „Warum reden Sie nur so zu mir? Gerade zu mir! Sie kennen mich doch gar nicht!“

„Aber ich kenne die andern!“ schrie Kilian Böhmi empört und warf mit einem Schwung den Mantelzipfel über die Schulter, um sich gegen den Nordwind fester in die weiße Hülle zu wickeln. „Und die andern sind nichts nütz! Unkraut sind sie, in dem Sie nicht gedeihen können! Wahrlich . . .“ Er trat bis zu der Stufe, riß einen dort kauernenden Beduinen an der Schulter in die Höhe und zeigte ihn Thomaſine. „Wahrlich — mir ist der armeligste solche Kerl . . .“ — er ließ ihn wieder fahren — „ . . . mir ist der ärmste Fellacke unten am Nil lieber, der im Schweiß seines Angesichts seinen Schlamm tritt und fest an seinen Allah glaubt und abends sein braunes Bißchen schaukelt, mir ist er lieber als diese Leute, die an nichts glauben, die nichts lieben, die allen andern Geschöpfen nur Schmerz zufügen und sie dabei verachten und von ihnen leben — das sind Schmarotzer auf der



Friedrich Grossherzog von Baden.
Nach einem Gemälde von Ferdinand Keller.

Erde — Schädlinge find's, die uns jede Schiffsladung aus Europa bringt — ach, was tun Sie mir leid, daß Sie mit denen leben müssen, denn ich kenne nicht nur jene, ich kenne doch auch Sie . . .“

Seine Augen waren feucht vor Zorn oder Ergriffenheit. Und Thomafine Rasmussen stand langsam auf und schüttelte sich den Staub von dem Rock und fragte: „Boher denn nur?“

„Vielleicht aus einem frühern Leben“, sagte Kilian Böhm. „Vielleicht schon vor zweihundert Jahren oder mehr . . .“ Und der Gedanke, wie uralt sie doch beide seien und wie lange mit einander bekannt, verbreitete ein verstoßenes Lächeln über seine weichen Züge. Da war sein Tockpunkt wieder. Es schoß Thomafine durch den Kopf: Mit den Arabern möchte ich nicht allein hier oben sein. Aber mit ihm allein auch nicht. Gut, daß ich beide beisammen hab'! Und dann schaute sie auf die Uhr und sagte: „Oh weh, ich muß machen, daß ich heimkomme!“

„Warum denn? Jetzt wird's hier gerade erst schön! Mittags kommt kein Mensch herauf!“

„Aber man erwartet mich doch im Hotel zum Lunch. Wenn ich nicht sehr eile, komm' ich schon zu spät!“

Kilian Böhm holte ein Paß zusammengedrehter Datteln aus der Armbtasche seines Mantels und wog sie in der Hand. „Das würde ich gern mit Ihnen teilen!“ sagte er. „Was seid ihr für Menschen, daß ihr euer Leben nach euren Mahlzeiten einteilt? Das scheint euch das wichtigste, daß ihr dreimal am Tage andere Geschöpfe Gottes zwischen den Zähnen habt. Raubtiere seid ihr — Raubtiere bleibt ihr — ich esse schon lange kein Fleisch! Wollen Sie wirklich fort?“

„Ich muß. Um Zwölf sperren sie doch die Milbrücke. Dann kann ich lange warten!“

Ihr Gefährte seufzte. Er erhob keinen Einwand mehr. „Also gut! Kehren Sie nach Kairo zurück! Aber es ist schade um Sie —!“

Es klang so wunderbar — so vorwurfsvoll . . . und traurig . . . Thomafine Rasmussen war betroffen. Das kehrte bei ihm immer wieder, daß er sie für eine Art Auserwählte hielt. Und sie versetzte noch einmal, den Schleier festbindend: „Ich glaube, ich scheine Ihnen viel mehr als ich bin!“

„Nein!“ Kilian Böhm sagte das laut und rechthaberisch, und ebenso befahl er den Beduinen den Abstieg. Der war noch mühsamer und langsamer als das Emporklimmen. Thomafine Rasmussen beneidete ihren Freund, der ganz sorglos, sich mit seinen bloßen Füßen in das warme Gestein ein-

trallend, mehr hinunterrutschte als kletterte und schon lange, ehe sie anlangte, mit gekreuzten Beinen zwischen den Beduinen unten saß, wie wenn er selber ein Esels- oder Kameltreiber wäre, und sich mit ihnen auf arabisch unterhielt und freundlich mit den kleinen Kindern spielte, die um ihn im Sand purzelten. Dann stand er auf und begleitete sie, nachdem sie sich etwas ausgeruht, zur Bahn — man konnte ihn für einen Eingeborenen halten, der Führerdienste für sie tat — und sprach auf dem Weg ganz vernünftig — sie solle gleich, wenn sie nach Hause komme, sich mit Augenwasser waschen, wegen des Sandes, und derglei, was jeder andere auch hätte äußern können. Es schien, daß er seine gefährlichen Rückfälle in die Seelenwanderung gewaltsam unterdrückte, um ihr nicht unnütz Mißtrauen einzulösen. So brachte er sie an den Zug, der sich eben zur Abfahrt anschickte, und sie reichte, zum Staunen der Mitreisenden und zur besonderen Mißbilligung der Engländer, ihm, einem ärmlichen Araber, die Hand und versetzte auffallend ernst: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor Böhm! Ich werd', so gut ich kann, das nutzen, was Sie mir gesagt haben!“ — Und er hielt wieder ihre Rechte fest, gerade wie oben auf der Pyramide, und fragte eindringlich, ängstlich — denn der Wagen setzte sich schon in Bewegung: „Ich könnte Ihnen noch viel mehr sagen . . . ich müßte nur wissen, wo man Sie trifft — hoffentlich doch bald einmal — nicht wahr — nicht wahr?“

„Ja — das ist doch so schwer — weil man Sie doch hier in der Wüste auffuchen muß . . .“

Kilian Böhm ging traurig neben dem Wagen her. Er sah das ein. In Shepherds Hotel und an ähnlichen Orten, wo Thomafine Rasmussen zu Hause war, war er freilich unmöglich. Da ließ man gar keine Eingeborenen hinein, deren Tracht er doch trug.

„Aber Sie bleiben doch noch hier?“ fragte er, bittend, so als ob sie das seinetwegen tun müsse.

„Ja — einige Zeit noch!“

„Da macht es sich doch gewiß noch! Bitte! Bitte!“ Sie verstand seine Worte kaum mehr. Die Räder rollten schon zu schnell. Kilian Böhm trabte nebenher und kam doch nicht mit. „Ja — hoffentlich!“ rief sie ihm nach, den blonden Kopf aus dem Fenster beugend, und sah eben noch, wie er die Hand zum Abschiedsgruß erhob — nicht auf orientalische Art, sondern zu einem kameradschaftlichen Wink in die Ferne. Und dann saufte der Zug, in Staubmassen gehüllt, durch das grüne, sonnenüberglühete Fruchtland dahin und brachte sie gerade noch zum Lunch nach Kairo zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden zur goldenen Hochzeitsfeier.

Von Alberta von Freydrorf.

Es war am 20. September 1856, als in Berlin, am Hof des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, des Oheims der königlichen Braut, die Vermählung stattfand, deren goldene Myrtenfeier in diesen Tagen in der Kapelle des großherzoglichen Schlosses zu Karlsruhe feierlich begangen wird. Von allen Seiten sind die kaiserlichen und fürstlichen Gäste und Verwandten glückwünschend dazu herbeigeilt, während zur selben Stunde durch das ganze Land ein tausendstimmiges Dankgebet zum Himmel emporsteigt und beim Flattern der Fahnen, beim Geläut aller Glocken, beim Kanonendonner und freudigen Hurrarufen Zeugnis gegeben ist, wie sie alle, jung und alt, tiefgerührten Herzens teilnehmen am goldenen Freuden- und Ehrenfest ihres allgeliebten Herrscherpaars, die Bewohner des gesegneten Landes Baden, von den silberglitzernden Wogen des Bodensees an

bis zu den blauen Fluten des Rhains, von den dunkeln Tannen des Schwarzwalds bis hinauf zu den Laubhängen des Odenwalds.

Großherzog Friedrich, der edle, der deutsche, der in diesen Tagen — am 9. September — auch unter dem fernhertönenden Jubel seines Volkes, doch im engsten Familienkreis, umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln, in der Stille der paradiesischen Mainauinsel seinen 80. Geburtstag begeht, und Großherzogin Luise, sie sind es, denen das hohe Glück verliehen ward, in seltener Frische und Gesundheit und immer noch unermüdlcher Tätigkeit ein Fest zu feiern, wie es auf den Höhen des Lebens nur wenigen Auserwählten vergönnt ist.

Nach der Vermählung in Berlin, die mit der Entfaltung allen Glanzes gehalten wurde, wie es nach altem Herkommen

dem Ehrentag einer preußischen Prinzessin geziert, brachte Großherzog Friedrich seine jugendschöne Gemahlin heim in sein Land, in das Schloß seiner Väter. In Mannheim landete das flaggenbesetzte Schiff, auf dem das junge Paar den Rhein heraufgefahren war. Vom stürmischen Jubel der am Strand Harenden ward es empfangen; ringsum von allen Gebäuden grüßten die rotgelben Wimpel und Fahnen, und was der weite Garten Badens an Blumen hervorzubringen vermochte, war zu blühenden Gewinden gebunden, und durchs ganze Land setzte sich der festlich freudige Empfang fort, vorab natürlich in der großherzoglichen Residenz Karlsruhe. Von Stadt zu Stadt erneuerten sich die Huldigungen bis an den Bodensee, wo die Mainau, das liebliche Eiland, die Morgengabe des Großherzogs an seine hohe Gemahlin, das jungvermählte fürstliche Paar in seine paradiesische Einsamkeit aufnehmen und ihm das Glück der Flitterwochen verflären sollte.

Das Jahr vorher, bei Eröffnung des Landtages, hatte der Großherzog, damals noch als Prinz-Regent, seine Verlobung den Abgeordneten mitgeteilt in folgenden Worten: „Diese Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, dessen bin ich überzeugt, meinem Volk zum Segen gereichen!“

Selten wohl ist eine Vorausagung vollkommener, zuverlässiger und umfassender erfüllt worden als diese: eine Mutter im wahren und vollen Sinne des Wortes ist Großherzogin Luise ihrem Volke geworden. Des Wohltuns weitverzweigtes Netz hat sie über das Land geworfen, bis in die unwirtlichsten Schwarzwaldgemeinden ist der hilfswirkende Frauenverein tätig. Ja, es würde der uns hier zur Verfügung stehende Raum nicht genügen, wollten wir die immer neu erdachten Wohltätigkeitswerke dieser wahrhaft menschenfreundlichen und gütigen Frau auch nur in weiten Zügen schildern.

Viel schöne Jahre flossen dem fürstlichen Paar in ungetrübtem Glück dahin; dem Großherzog in rastlos steter Arbeit und nie ruhender Sorge und Mühewaltung um das Wohl seines Landes. Auch hier ist unmöglich, nur annähernd zu erwähnen, was die Regierung im Land alles besserte und schuf, daß für Baden gar bald eine Bezeichnung gefunden wurde, die seitdem fast sprichwörtlich geworden ist: Musterstaat Deutschlands.

Dem großherzoglichen Paar war am 9. Juli 1857 Erbgroßherzog Friedrich geboren, dem im Lauf der nächsten Jahre Prinzessin Viktoria und ein zweiter Prinz, Ludwig, folgten. Erbgroßherzog Friedrich hat in der holden Prinzessin Hilda, der Tochter des früheren Herzogs Adolf von Nassau, die er sich zur Gemahlin erkoren, dem hohen Elternpaar eine zweite Tochter zugeführt. Prinzessin Viktoria aber und ihren am 20. September 1881 ihr angetrauten Gemahl, den Kronprinzen von Schweden, schmückt am goldenen Hochzeitstag der Eltern die silberne Myrte. Segnend ruhen die Hände der hohen Jubilare auf Enkeln und Urenkeln.

Das Höchste, was ein freundliches Geschick dem Erdenbewohner gewähren kann, ist eine glückliche, gesegnete Ehe. Auf Thronen wird dies Glück um so seltener sein, weil der verschiedenartigen Pflichten so viele sind, und weil bei der Wahl nicht das Herz allein, sondern auch Staatsklugheit zu entscheiden hat.

Das hohe, in Freud und Leid sich stets gleichbleibende Eheglück auf dem badischen Fürstenthron, das ein leuchtendes Vorbild für das ganze Land geworden war, wer könnte versuchen, es zu schildern! In heiliger Treue und Liebe haben sich die hohen Gatten stets nahegestanden, jeder hat des andern so entgegengesetzte Pflichten, hier Politik, dort Wohltätigkeit, mit liebendem Interesse verfolgt und begünstigt. Als im Jahr 1866 die deutsche Frage in unvorhergesehener Weise gelöst werden mußte, wie unentwegt blieb der Fürst seinen Pflichten gegen den Bund getreu, und wie schwer mußte damals die edle Fürstin den Zwiespalt in den deut-

schen Landen, sie die Tochter des Königs von Preußen und Gemahlin des Großherzogs von Baden, empfunden haben. Und doch führte gerade dieser Krieg das nun einige Deutschland den Siegen der siebziger Jahre entgegen. — Ja, an den jetzigen Festtagen gedenken die Badenser ganz besonders des Großherzogs, als eines Helden jener großen Zeit! Und welch stolzes Gefühl erfüllte damals die Brust jedes Badenfers! Zumal aber mußte es der Großherzogin ein Augenblick freudigen Glückes und hoher Genugthuung sein, als ihr Gemahl es war, der das erste Hoch auf den Kaiser von Deutschland, ihren Vater, ausbrachte.

Während Großherzog Friedrich 1870 in Feindesland bei seinen Truppen vor Straßburg war, sehen wir Großherzogin Luise inmitten der Lazarette an den Krankenbetten der Vermundeten allerorten Hilfe und Trost spenden. Und wie sie's im Krieg geübt, so blieb sie auch im Frieden ein Hort der Barmherzigkeit und Güte; man möchte sagen, jeder Schritt, den sie durch das Land tat, kennzeichnete sich durch Wohlthat, jede Sache, deren sie sich annahm, ging sicher einem guten Ziel entgegen, getragen durch die milde und mächtige Hilfe des Gemahls.

Und welch freudigen Anteil nahm hinwiederum Großherzog Friedrich an ihrem rastlosen Schaffen zur Verbesserung des Loses der Kranken, der Armen und Notleidenden. Als zu des Großherzogs 70. Geburtstag Stadt und Land sich zur Festesgabe einigten, wies er deren hohen Betrag den Werken seiner Gemahlin zu.

Doch läßt sich Eheglück nicht nur in Freud, vor allem wohl im Leid erkennen, wie es im uralten echtdeutschen Volkslied heißt:

„Kam' alles Wetter auch auf uns zu schla'n,
Wir sind gewillt, beieinander zu stahn.
Krankheit, Betrübniß und Trauer und Pein,
Soll unsrer Liebe Verknüpfung sein.“

Diese Zusammengehörigkeit im Leid, nachdem so lange des Glückes strahlender Sonnenschein über dem hohen Paar geleuchtet, sollte sich bei dem edlen Fürstenpaar so recht bewähren, als das verhängnisvolle Dreifaiserjahr 1888 sein dumpfes Trauergeläut immer wieder von neuem ertönen ließ. Da bedurfte der Großherzog, der schwergeprüfte Vater, seiner ganzen unbeugsam männlichen Kraft, um sich selbst aufrecht zu erhalten und der armen Gemahlin eine Stütze zu sein an den Särgen ihres hoffnungsvollen jüngsten Sohnes, Prinzen Ludwig, ihres heißverehrten Vaters und ihres Bruders.

In jenen schweren Tagen aber fühlte auch das Fürstenpaar den rührendsten Trost in der aufrichtigen Teilnahme seines ganzen Volkes: was es an Liebe ausgesät hatte, das wurde ihm reichlich zurückgegeben, und nur fester und inniger in jener Zeit der Trauer schloß sich das Band um Fürst und Volk. Bewundernd aber auch sah dieses, wie mit ungeschwächter Arbeitskraft, in strenger Pflichtenfüllung, in nur erhöhter Barmherzigkeit bei anderer Leid und Not, der edle Fürst den eigenen Schmerz zwar nie vergessen, doch zu überwinden wußte. Haar und Bart sind ihm weiß geworden, aber die milden blauen Augen haben ihren freundlichen Strahl nicht verloren und Freude kehrt ein, wohin sie schauen.

In diesem Jubeljahr nun aber hat das Geschick förmlich als Borgehenk zum Feiertag des 80. Geburtstags und der goldenen Hochzeit den schönsten Segen gewährt; die im ganzen Land Baden so heiß ersehnte Gnade: es ist dem alten Jähringer Geschlecht ein jungfräisches Reis erblickt; dem Neffen des Großherzogs, dem Markgrafen und Prinzen Max von Baden ward im Frühjahr ein Sohn geboren, Prinz Berthold Friedrich, der bestimmt ist, demaleinst die Segnungen fortzupflanzen, die das Geschlecht der Jähringer dem Land Baden gebracht hat.

Die Stadt Karlsruhe aber bereitet zum goldenen Hochzeitstfest eine Huldigung, wie sie sinniger und schöner nicht gedacht werden kann. In großen Kunst-, Archiv- und land-



Ermittag.
Goussier 1864.

wirtschaftlichen Ausstellungen will sie die alle Gebiete umfassenden Fortschritte und die Fülle der Segnungen vor Augen führen, die Baden der Regierung eines so weisen, pflichtgetreuen und im Vorwärtstreben nie rastenden Herrscherpaars verdankt.

„An ihren Werken sollt ihr sie erkennen“, heißt es in der Bibel. Hier sind der Werke schier allzu viele, darum schaut in die Augen aller derer, die in diesen Festestagen von nah und fern vor dem Schloß vorüberziehen, daraus werdet ihr so viele Freude, so viel Verehrung, so viel Dankbarkeit leuchten sehen, daß ihr erkennen mögt: das schönste Juwel in eines Fürsten Krone ist die Liebe seines Volkes.

Aber nicht nur Baden, ganz Deutschland schätzt und verehrt Friedrich und Luise von Baden.

Des Großherzogs goldene Worte, in denen er allerorten zur Einheit hinweist und nicht ermüdet, Treue zu

Kaiser und Reich als das höchste Gut zu preisen, er selbst ein leuchtend Beispiel selbstloser Aufopferung und Hingabe für das Wohl des großen deutschen Vaterlandes, diese Worte sind dem deutschen Volk ein Schatz geworden, ein mächtiges Band, das fester bindet als Geseß und Vertrag. Der Großherzogin mannigfache der Wohltätigkeit gewidmete Unternehmungen sind auch andern Staaten vorbildlich geworden; ihr eigenes Wirken aber ist ein Sporn für hoch und nieder, ihrem edlen Beispiel nachahmend, die Saat des Guten weiter zu verbreiten.

So wird nicht nur in Baden, so wird allerorts, wohin der Draht die Kunde trägt vom goldenen Myrtenfest auf Badens Thron, der Segenswunsch zum Himmel steigen: „Wöge dem hohen fürstlichen Jubelpaar noch ein langer, gesegneter Lebensabend, in Glück und Frieden verklärt, im Widerschein der Liebe seines Volkes vergönnt sein!“

Ein Schreckenstag in den Alpen.

Zur Säcularerinnerung an den Goldauer Bergsturz.
(2. September 1806.)

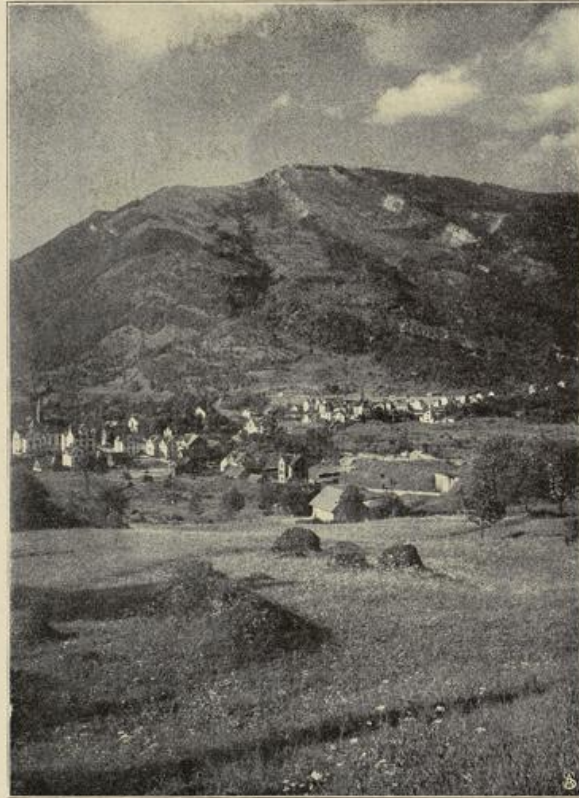
Tausende und aber Tausende von Touristen passieren alljährlich Arth-Goldau am Fuß des Rigi. Sie stehen dort inmitten eines gewaltigen Trümmerfeldes, Folgen einer Naturkatastrophe, die in wenigen Minuten eine blühende Landschaft vernichtete. Einhundert Jahre werden am 2. September 1906 seit jener Schreckensstunde vergangen sein, aber noch liegen zerstreut die gewaltigen, zum Teil haushohen Felsenblöcke da, Moos und Gesträuch haben sie überwuchert, malerische Tümpel sich zwischen ihnen gebildet, und am Rofberg klappt noch die Wunde, den Weg bezeichnend, den der Bergsturz von dem westlichen Gipfel her genommen hat.

Ein schneereicher Winter und regenreicher Sommer haben im Jahr 1806 die Mergelschichten, die die Felsgesteine des Rofbergs zusammensitten, aufgeweicht und brachten den Gipfel des 1563 Meter hohen Berges ins Wanken. Schon im Sommer lösten sich Felsen häufiger als sonst vom Berg ab; Ende August setzten starke Regen wieder ein, und nun vernahmen Hirten und Holzhauer ein unheimliches Tosen im Berg. Am 2. September hörte der Regen allmählich auf, aber der Himmel blieb unwohlt und finster. Bereits am Morgen zeigten sich am Gnypenberg Risse und Spalten im Felsen, im nahen Wald hörte man von Zeit zu Zeit das Krachen der Tammenwurzeln, man sah Steine aus der Erde herausgepreßt, und nun begannen größere Steinmassen aus der Höhe in die tieferliegenden Wälder hinabzurollen. Um 2 Uhr nachmittags begannen sich schon gewaltige Blöcke loszulösen, und wo sie im Tal auffielen, da stiegen bräunliche Nebel auf, und ein dumpfes Getöse erhob sich, das wie ferner Donner am nahen Rigi widerhallte.

Das waren die Vorboten der Katastrophe, die nun mit rasender Geschwindigkeit hereinbrach. Ein Augenzeuge, Dr. Karl Zaym in Arth, schilderte sie ausführlich: „Das Erdreich am Bergabhang fängt nun

auch an, sich voneinander zu schieben und statt der grünen Rasendecke die bräunlich schwarze Farbe nach außen zu kehren. Die unteren Wälder bewegen sich allgemach, und Tannenbäume in unzähliger Menge schwanken hin und her. Ganze Scharen von Vögeln lästern schnell ihre Flügel und richten unter Geschrei ihren Flug dem Rigi zu. Nun wird mit einem Male die Bewegung der Wälder stärker; ganze Reihen der vorher losgewordenen und sich senkenden Felsstücke, ganze Reihen stolzer Tannen, auf der obersten Felskante sonst so prachtvoll ruhend, stürzen in Unordnung übereinander und in die Tiefe nieder. Alles Losgeriffene, Wald und Erde, Stein und Felswände gerät jetzt ins Gleiten, dann in schnelleren Lauf und nun in blizschnelles Hinstürzen. Getöse, Gefrach und Prasseln erfüllt wie tiefbrüllender Donner die Luft, erschüttert das Ohr und tönt im Widerhall von tausend Bergklüften noch gräßlicher. Ein rötlichbrauner Staub erhebt sich in Nebelgestalt von der Erde, füllt die zerstörende Lawine in trübes Dunkel ein und läuft als düstere Wolke, wie vom Sturmwind gepeitscht, vor ihr hin. Berg und Tal sind erschüttert, die Erde bebt, Felsen zittern, Menschen erstarren beim Anblick dieser fürchterlichen Szenen. Die aus ihrer Ruhe aufgeschreckte Flut des Sowerzer Sees bäumt sich auf und fängt im Sturm lauf auch ihre Verheerung an. Ein großer Teil der zerstörenden Masse erstarrt, im Tal angekommen, noch den jenseitigen steilen Fuß des Rigi berges, und einzelne Bäume und Felsstücke fliegen hoch am Abhang hinauf. Während der wenigen Augenblicke, in denen der Leser diese Schilderung liest, in der Frist von drei bis vier Minuten, hat das Ereignis begonnen und seinen Lauf vollendet.“

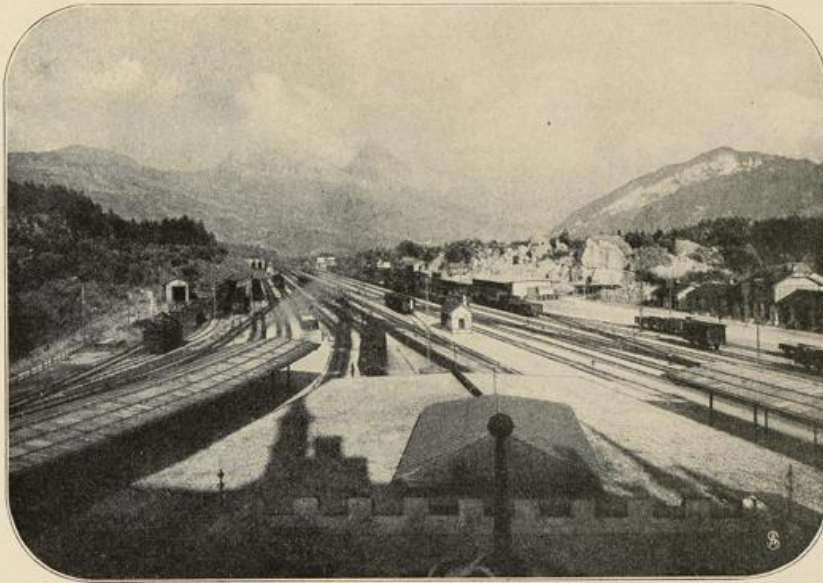
Traurig sah das blühende Tal von Goldau aus. Vier Dörfer wurden von dem Bergsturz getroffen, 111 Wohnhäuser, 2 Kirchen, 220 Scheunen und Ställe zerstört und 457 Menschen verschüttet. Viele



Goldau mit dem Rofberg.
(Oben die Abbruchstelle.)

jammerten noch unter den Trümmern, und als die Erichrodenen das Rettungswerk beginnen konnten, wurden noch 259 Menschen lebendig herausgegraben. Der abgestürzte Teil des Berges hatte die Form eines Dreiecks, dessen Spitze am Gnipen lag und dessen Seiten 2 1/2 Kilometer lang waren; die Masse des niedergestürzten Gesteins schätzte man später auf 15 Millionen Kubikmeter. In den Alpen haben schon größere Bergstürze stattgefunden. Am gewaltigsten war der von Flims in Graubünden, der in vorgeschichtlicher Zeit erfolgte. Sein Schutt erstreckt sich als zusammenhängender, wohl 600 Meter hoher Berg von Mairfassen ob Flims bis jenseit des Rheins und von der Nähe von Nanz bis Reichenau. Der Rhein und seine Zuflüsse haben sich in Gestalt wilder Schluchten in den gewaltigen, talabsperrenden Hügel eingefügt. Die Masse der hier niedergegangenen Felsen wird auf 15 Milliarden Kubikmeter geschätzt, ist also

tausendmal größer als die des Sturzes von Goldau. Aus der geschichtlichen Zeit allein sind in der Schweiz gegen 150 größere Bergstürze bekannt, der Goldauer ist aber einer der berühmtesten, weil er an der Heerstraße des großen Touristenstromes liegt. Wer noch heute sein Trümmerfeld überschaut, wird ergriffen von der Gewalt, mit der die Elemente zu wüten vermocht haben; erhebt er aber seinen Blick zu den Zinnen des Hohberges und des Rigi, so werden ihm die 15 Millionen Kubikmeter Schutt geringfügig erscheinen, und dann wird er erst gewahr, wie langsam im Lauf der Jahrtausende die großen Gebirge abgetragen werden. Alljährlich wird in Arth die Erinnerung an den Bergsturz vom 2. September 1806 durch eine religiöse Handlung „die Schuttjahrzeit“ begangen. Feuer, am hundertsten Gedenntag der Katastrophe, wird sie sich wohl zu einer besonders weisevollen Feier gestalten. **C. Falkenhörs.**



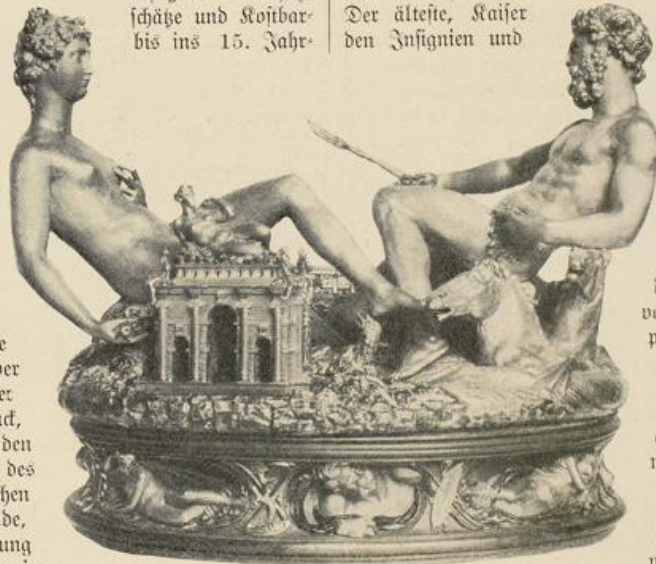
Die Station Goldau mitten auf dem Trümmerfeld.

Der Habsburg-Lothringische Hausschatz.

Von Bettina Wirth.

Die Schatzkammer des österreichischen Kaiserhauses in der alten Hofburg zu Wien, in der der Habsburg-Lothringische Hausschatz verwahrt wird, ist in ihrer gegenwärtigen Anlage eine Schöpfung der Kaiserin Maria Theresia, obwohl die gewölbten Räume selbst schon seit vier Jahrhunderten Österreichs Fürsten zur Aufbewahrung ihrer Privatschätze dienten. Bis vor dreißig Jahren umfaßte die Schatzkammer sämtliche Kunstschätze und Kostbarkeiten, von denen einzelne hundert zurückreichen, wie die von Herzog Karl dem Kühnen und Kaiser Friedrich IV. stammenden Stücke, die durch Erbschaft an Kaiser Ferdinand I. gelangten. Nach der Beendigung des Baues der kaiserlichen Museen am Burggring wurde jedoch ein Teil dieser kaiserlichen Kunstschätze an das kunsthistorische Museum abgegeben. In der Schatzkammer verblieben außer dem kaiserlichen Privatschmuck, den Hoheitszeichen und den Kleinodien und Reliquien des ehemaligen Heiligen römischen Reiches nur jene Gegenstände, die zeitweise zur Ausschmückung der kaiserlichen Wohnräume in Verwendung kommen. Den Urteilen der Sachverständigen nach dürfte der in der

Schatzkammer und im kaiserlichen Museum aufbewahrte Habsburgisch-Lothringische Hausschatz nicht allein in künstlerischer, sondern auch in historischer Beziehung von keiner ähnlichen Privatsammlung der Welt übertroffen werden. Beim Tod Kaiser Ferdinands I. waren die „Kleinodien, Perlen und Edelsteine“ zwischen seinen jüngeren Söhnen Karl von Steiermark und Ferdinand von Tirol geteilt worden. Maximilian, erbe außer Hoheitszeichen die Truhen mit Münzen und Antiquitäten. Die reiche Sammlung Karls von Steiermark kam durch den römischen Kaiser Ferdinand II. wieder an das Kaiserhaus zurück. Die ebenso reiche Sammlung Ferdinands von Tirol kaufte Kaiser Rudolf II. dessen Erben, den Markgrafen von Burgau, Söhnen der Philippine Welfer, 1606 ab, behielt sie aber auf Schloß Ambras, von wo sie erst 1806 nach Wien kam. Dieser Kaiser ließ auch die Wiener Kunstschätze nach Prag schaffen, aber Kaiser Mathias brachte sie nach Wien zurück und ließ die unter Rudolf II. neugefaßten Krönungsinsignien vervollständigen. Seit Ferdinand II. hat sich der kaiserliche Hausschatz stetig vermehrt, haupt-



Satzfaß

von Benvenuto Cellini.

kaiserliche Hausschatz stetig vermehrt, haupt-

fächlich aus Hinterlassenschaften der Deszendenten des regierenden Hauses und aus Legaten und Hochzeitsgeschenken. Im Jahr 1747 beauftragte Maria Theresia den Joseph Angelo de France mit der neuen Ordnung und Aufstellung der Schatzkammer, die er in der heute noch bestehenden Gestalt in drei Jahren samt Inventar vollendete, eine Leistung, für die er von der Kaiserin dann zum „Generaldirektor der Schatzkammer und der Galerien in allen Erblanden“ ernannt wurde.

Die Schatzkammer enthält in erster Reihe die Insignien und Kleinodien, die als Embleme der Würde und Machtstellung des Hauses Oesterreich hier ihren Platz fanden; dazu kamen die kostbaren Schmuckgegenstände, die im 16. und 17. Jahrhundert zur feierlichen Hoftracht der Fürsten und Fürstinnen gehörten. Den größten Teil der hier zusammengetragenen Schätze aber bildeten namentlich früher die Brunkgefäße, die zum Schmuck der Tafel dienten, und denen die Phantasie der Künstler die anziehendsten und abenteuerlichsten Formen gab.

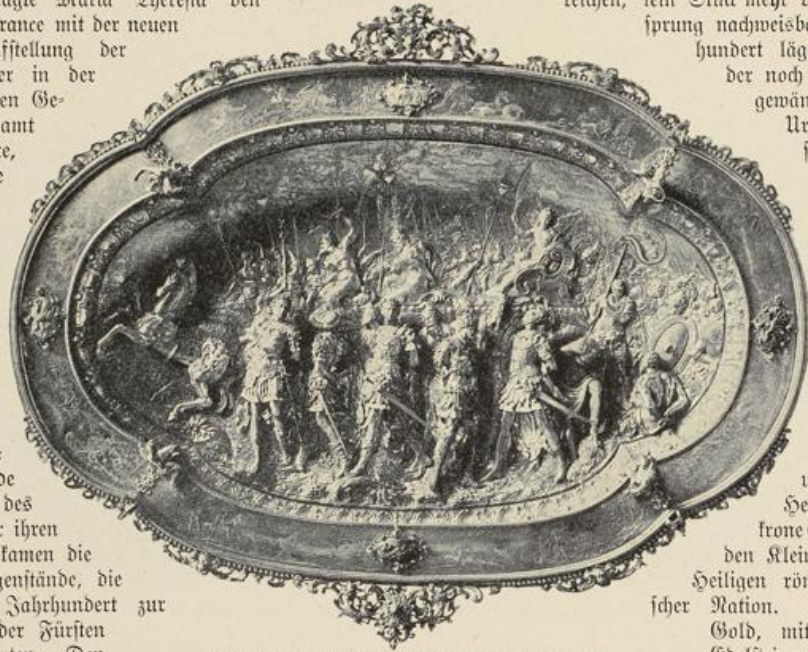
Ein großer Glasschrank im Hauptgewölbe der Schatzkammer enthält die Hoheitszeichen und Orden des Kaisers, „Hauskrone“, Reichsapfel, Zepter und die großen Kollanen der höchsten Orden. Andere

Schränke bergen den Schmuck und die Krone der Kaiserin, den ungarischen Säbel der Kaiserin Maria Theresia, sowie das kaiserliche Laufbeten und die Taufkannen. Die eben erwähnte österreichische Kaiserkrone wurde, wie dies die an der Innenseite des Bügels eingravierte Inschrift dartut, unter Kaiser Rudolf II. angefertigt. Dieser Krone bedienten sich die zu römischen Kaisern gewählten Regenten Oesterreichs als Könige von Ungarn und Böhmen und als Erzherzoge von Oesterreich bei der feierlichen Krönung in Frankfurt am Main. Als dann das österreichische Erbkaistertum entstand, wurde diese höchste Insignie auch zur Krone des Kaiserreichs bestimmt.

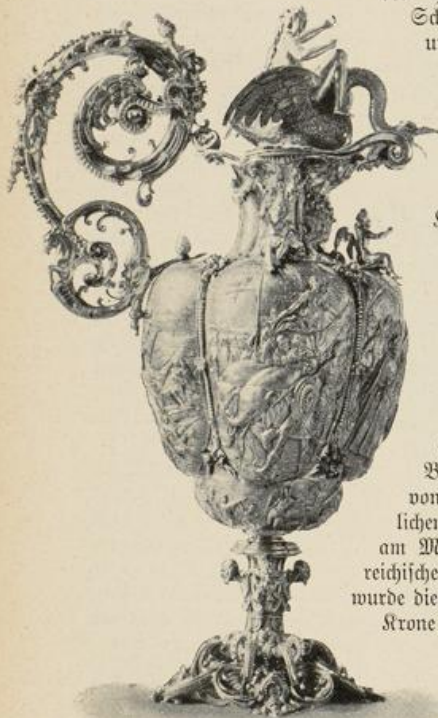
Am interessantesten sind die Kleinodien des ehemaligen Heiligen römischen Reichs. Leider ist außer dem Evangelienbuch und der Lanze

des heiligen Mauritius mit dem Nagel vom Kreuz des Herrn, die bis in die sagenhafte Vergangenheit der Merowinger zurückreichen, kein Stück mehr vorhanden, dessen Ursprung nachweisbar vor dem 11. Jahrhundert läge. Der größte Teil der noch erhaltenen Krönungsgewänder ist sarazenischen Ursprungs. Die Inschriften beweisen, daß sie zu Palermo unter Roger II. 1123 und Wilhelm II. 1181 von sarazenischen Künstlern angefertigt wurden. Heinrich VI. führte von dort auf 150 Sauntieren auch ungeheure Schätze an Gerätschaften, Gold und Edelsteinen in die Heimat. Die alte Kaiserkrone (Abb. S. 741) gehört zu den Kleinodien des ehemaligen Heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Sie ist aus purem Gold, mit Perlen besetzt, mit Edelsteinen in mühevoller Fingerringfassung — die meist noch Spuren früheren Gebrauches zeigen — wie mit Emailbildern verziert, auf denen in romanischer Unzialschrift bedeutungsvolle Sprüche wie: „Per me regnes regnant!“ „Honor regis iudicium deligit!“ und andere mehr angebracht sind.

Das hervorragendste Stück unter den Gerätschaften der Schatzkammer ist der Tafelaufsatz (Salzfäß) von Benvenuto Cellini (Abb. S. 739). Die Echtheit dieses herrlichen Goldschmiedewerkes von 33 Zentimetern Breite und 27 Zentimetern Höhe hat der Meister selbst in seiner Lebensbeschreibung festgestellt. Er erhielt 1539 vom Kardinal von Ferrara den Auftrag, eine „Saliera“ anzufertigen. In seiner ruhmredigen Weise schildert Cellini selbst den Vorwurf des Wertes: „Ich nahm einen ovalen Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbündet, machte ich zwei Figuren, einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegeneinander sitzen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht. Das Meer als Mann hält ein reich gearbeitetes Schiff, das das Salz faßt; darunter hatte ich



Getriebene Schüssel aus vergoldetem Silber von Christoph Jamniger.



Getriebene Kanne aus vergoldetem Silber von Christoph Jamniger.



Kokusnußkanne von H. Schweinberger.

vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben. Die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmutig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte." Die übrige Beschreibung des Entwurfes stimmt nicht mit der Ausführung. Der Kardinal konnte wegen Geldmangels das Modell nicht ausführen lassen, förderte die Sache aber dadurch, daß er Cellini dem König Franz I. von Frankreich vorstellte, in dessen

Auftrag das Salzfaß mit Zuziehung deutscher Gehilfen in Arbeit genommen und 1543 vollendet wurde. In den Besitz des österreichischen Kaiserhauses gelangte dieser unvergleichliche Tafelaufsatz durch den Erzherzog Ferdinand

von Tirol, der bei der Vermählung seiner Nichte Elisabeth, der Tochter Kaiser Maximilians II., mit dem König Karl IX. von Frankreich als Procurator den Feierlichkeiten in Speyer bewohnte. Bei der wirklichen Trauung in Mezières verehrte der König dem Erzherzog den Tafelaufsatz, eine Dnyrkanne und einen Pokal mit dem Erzengel Michael am Knauf, die sich ebenfalls unter den Schätzen des Kaiserhauses noch vorfinden.

Als ein zweites Meisterstück italienischer Renaissancekunst ist von den Werken der Schatzkammer ein aus dem sechzehnten Jahrhundert stammender Präsentierteller von Stahl mit erhabener Silbertaufsicherung zu nennen. Der graue Grund ist matt gepunzt, die Verzierung aus Silber und weiße vergolbet, ovales Medaillon in der Mitte zeigt die



Pokal des Kaisers Maximilian I.

Diana mit zwei Hunden. Der Phantasiereichtum der Ornamentierung sowie die virtuose Ausführung dieses Stückes sind unübertrefflich.

Unter den Arbeiten deutscher Goldschmiedekunst, die den Hauptreichtum der Schatzkammer bilden, ragen besonders die Werke des Nürnberger Goldschmiedes Christoph Jamniger hervor, deren schönstes vielleicht eine in Silber getriebene vergoldete Schüssel (Abb. S. 740) ist. Dieses Meisterwerk übertrifft in der Korrektheit der Durchbildung noch die vielbewunderten Arbeiten Benvenuto Cellinis. In der Mitte der Schüssel ist der Triumph Amors dargestellt. Mittel- und Hintergrund des figurenreichen Bildes sind in Basrelief getrieben, während die vollendet schönen Figuren des Vordergrundes ganz in Relief gehalten und aufgesetzt sind. Auf dem Rand, der von einem zierlichen, durchbrochenen



Die Kaiserkrone aus den Kleinodien des ehemaligen Heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Ornament umsäumt wird, zeigen sich in feiner Punzierung Szenen aus Ovids Verwandlungen und aufgesetzte Grottesken, während sich auf der Rückseite außer dem als Faksimile nachgestochenen Namenszug des Verfertigers das Nürnberger Wardeinzeichen und das von Jamniger geführte Goldschmiedszeichen befinden. Die Schüssel ist ohne die fehlenden Ornamente an den Seiten 65 Zentimeter lang und 53 Zentimeter breit. Auch ein zweites durch Kunstwert hervorragendes Stück der Schatzkammer gilt als eine Arbeit Jamnigers. Es ist dies eine getriebene Kanne von vergoldetem Silber auf hohem Fuß mit Deckel und Henkel (Abb. S. 740). Auf den Ausbucklungen des Gefäßes sind in getriebenen Basreliefbildern folgende Darstellungen ersichtlich:

der Sieg der Zeit, der Sieg der Wahrheit und der Sieg des Todes. Das Gefäß hat einen Henkel, der aus feingegliederten Voluten gebildet ist und an dessen Ansatz sich die reizend ziselirte Figur einer ihr Kind säugenden Frau befindet. Auf dem Deckel der Kanne reitet Frau Venus auf einem Schwan.

Eine deutsche Arbeit von größter Schönheit ist auch die Kotosnuckkanne (Abb. S. 740) mit zierlich geschnittenen Darstellungen aus dem Leben und Treiben im Reich Neptuns. Neptun selbst, auf einem Hippokamp reitend, bildet den Schmuck des Deckels. Die Kanne hat eine Höhe von 38, einen Durchmesser von 37 Zentimetern und ist ein Meisterwerk des berühmten Augsburger Goldschmieds A. Schweinberger aus dem 16. Jahrhundert.

Groß ist die Zahl der sogenannten gebuckelten Pokale, die in ihren



Doppelbecher aus Kristall.

Formen noch einen gotisierenden Zug verraten. Sehr eigenartig ist der Pokal des Kaisers Maximilian I. (siehe die linksstehende Abbildung auf dieser Seite), an welchem die das Gefäß umgebenden, sowie am Fuß angebrachten getriebenen Buckel ganz naturalistisch als Birnen mit Laub und Stengeln gebildet sind. Der langgestielte Knopf des Deckels ist in Form von großen Erdbeeren ausgeführt und zeigt im Innern in schöner Emaillierung und zierlicher, heraldischer Form den kaiserlichen Doppeladler mit den Wappen von Osterreich und Burgund im Herzschild.

Mehrere der kunstvollen Trinkgefäße haben abenteuerliche Formen; so ein Trinkhorn aus Schildpatt (siehe die nebenstehende Abbildung), das wie ein Drache mit grimmigem Kopf, ausgespannten Flügeln und Ringelschwanz gebildet ist, der mit seinen Klauen auf einer sich ängstlich sträubenden Schildkröte steht und auf dem Rücken einen kleinen



Trinkgefäß in der Form eines Drachen aus Schildpatt mit vergoldeter Silbermontierung.

Triton trägt, der das Wappen der Montfort hält. Auf der untern Seite des Fußes sind die Augsbürger Beschau- und Wardenzeichen ersichtlich.

Zu den Prachtstücken der Schatzkammer gehören ferner die in Gold und Silber gefaßten Gefäße und Schüsseln aus geschliffenem und graviertem Bergkristall. Diese Kunstwerke, durch deren Reichthum die Wiener Schatzkammer einzig in ihrer Art ist, rühren fast alle von Kaiser Rudolf II. her, der für diese Kunsttechnik eine große Vorliebe besaß und italienische Kunstschleifer in großer Zahl an seinen Prager Hof berief. Ein originelles Stück dieser Art ist der auf Seite 741 abgebildete Doppelbecher, bei dem der abgehobene Deckel gleichfalls als Trinkgefäß, als „Damenbecher“ gebraucht werden

kann. Sehr fein ist die in Silber getriebene und vergoldete Fassung der beiden Kristallgefäße, die aus Kränzen von zierlichen Palmetten besteht.

Wir mußten uns darauf beschränken, hier nur einige der bemerkenswertheften Kunstwerke der Wiener Schatzkammer hervorzuheben; diese Proben können, so prächtig sie sind, nur einen schwachen Begriff von der außerordentlichen Mannigfaltigkeit geben, durch die diese in ihrer Art einzige Sammlung künstlerischer Schätze ausgezeichnet ist. Ein derartiger Reichthum an auserlesenen Arbeiten deutscher und italienischer Renaissancekunst konnte eben nur dadurch entstehen, daß die wertvollsten Stücke zahlloser Schenkungen und Erwerbungen hier auf einem Punkt vereinigt wurden.

Heidekrieg.

Eine Wendenage.

Sie lagen uns Feuer auf Harlung-Wall,
Es war zur Nacht nach der Wenden Fall.
Rothduster verbrannte der Abend im Moor,
Frostflocken hingen im Heiderohr —
Wann graute, wann braute die Heide?

„Die Würfel, Knappe! Wer buhlt um das Glück?“
Der Sachsegraf stieß den Becher zurück —
„Wir teilen das Land, das im eisernen Spiel
Mit dem Wendenhund an die Marken fiel!“
Wann graute, wann braute die Heide?

Hei, sprangen die Würfel zu Harlung-Wall
Auf klingendem Schild mit klingendem Fall!
Hei, tollte der Sieger Jubel ringsum!
Die wendische Heide nur brütete stumm —
Wann graute, wann braute die Heide?

Und einer, der war ein Fürstensohn,
Ein Wende, sie ließen ihn leben zum Hohn,
Dem stockte der Wunden rinnende Flut,
Dem schoß ins Antlitz die bleiche Wut —
Wann graute, wann braute die Heide?

Hin über der Sachsen trunknes Gewirr
Floh siebernd sein Auge so flatternd irr,
Weit in der Heide dämmernden Kreis
So trotzig stehend, so hüßlos heiß —
Wann graute, wann braute die Heide?

Und siehe: am blühenden Himmelsrand,
Da sah er es weben wie Geisterhand,
Da sah er es fahren wie Wolkengeschloß,
Wie Swantewits dampfendes Schwanenroß —
Es graute, es braute die Heide!

Und plötzlich riß sich ein jauchzender Schrei
Voll Grimm und Liebe so wild, so frei
Aus seiner sterbenden Brust heraus:
„Die Heide steht für die Wenden auf,
Es graut, es braut auf der Heide!“

Der Morgen kam und der Tauwind auch,
Auf tüchtlichem Bruch lag's schleiernd wie Rauch.
Der Sachsegraf zog in die Heide hinaus.
Im qualmenden Nebel fand keiner nach Haus —
Es graute, es braute die Heide.

Gertrud Frein le Fort.

Kains Entsühnung.

Roman von Luise Weßkirch.

(Schluß.)

Janfredrik ging mit weiten Schritten ins Moor hinaus. Die Hand über die Augen legend als Schutz vor den lekten schrägen Sonnenstrahlen, ließ er seinen weitsichtigen Blick die Ferne durchstöbern. Er hatte Glück. Bei Meier-Clüvers' altem Torfloch, dort, wo im niedrigen Birkenbusch die Nachtigall nistete, erpähte er eine helle Gestalt.

Er rannte drauf zu, so rasch seine vierundvierzig Jahre und die in der harten Arbeit im Moor steif gewordenen Glieder es ihm gestatteten, viel zu langsam für seine Ungeduld. Das Herz klopfte ihm zum Zerpringen vor Angst, daß der andere, der jünger und elastischer war als er, ihn vorzeitig entdecken, vor ihm die Flucht ergreifen könnte. Aber der blieb ruhig, wo er stand, auch nachdem er ihn gesehen haben mußte.

Schon lag der Tümpel vor dem Heranströmenden. Im dunkeln, stillen Wasser spiegelten sich der abendrote Himmel, der junge Birkenbusch und die helle Gestalt Gerd Klüners'. Das letzte Stückchen Sonne war eben hinter ihm versunken, und in den bläulichen Schwaden, die allerorten aus dem feuchten Grund

aufstiegen, stand er wie in einem feinen Nebel. Oder war der Nebel vor Janfredriks Augen?

„Halt! Bleib stehen!“ schrie Holm über den Tümpel. Und er fing an, um den Rand zu laufen so dem drüben.

Gerd Klüners nahm höflich den Hut ab.

„Das freut mich, daß Sie nun zu mir kommen, Herr Holm.“

„Zum Freuen wirst woll kein Ursach finden. Ich muß dir was sagen.“

„Das war auch meine Absicht, als ich heut morgen zu Ihnen kam, Herr Holm.“

Janfredrik stand ihm nun gegenüber. „— Du hast mein Trina Dumnhheiten vorgefnact“, sagte er noch außer Atem. „Ich leid' das nich, verstehst? Wir Menschens im Moor sind nich dazu da, daß ihr Klüners da euern Spaf mit treibt.“

„Ich betrachte Trina Swensen als meine Braut, Herr Holm.“

„Dein Braut? Sieh mal an! Dein Braut! Und wie viel Bräut' hast außer Trina Swensen, he?“

„Herr Holm, ich darf versichern —“



Siebekrieg.
Originalzeichnung von H. Baur jr.
(Zum Gedicht auf Seite 742.)

Aber der Grimm in Janfredrik machte es ihm unmöglich, zuzuhören. Er unterbrach:

„Du hast ihr lieb, was? Hast nie ein ander liebgehabt? Das Lied kenn' ich, brauchst mir's nicht erst vorzusingen. Aber ich bin kein dumme Vern. Ich mach' keinen Fisch. So!“ Er hieb mit der Faust durch die Luft. „Was faul is in sein Wurzel, das muß weg. Muß weg! Verstehst mich? Eure Liebe muß weg. Du mußt weg, Gerd Klünders.“

Und nun mußte er abbrechen. Nicht so sehr der schnelle Lauf, als die Leidenschaft, die in ihm lochte, zerschnitt ihm die Stimme.

Da sprach Gerd Klünders: „Herr Holm, von keinem als von Ihnen würd' ich in Ruhe solche Reden ertragen. Aber mit Ihnen hab' ich Geduld, darum, weil ich der Bruder meiner Schwester bin, weil Ihr Schicksal, Janfredrik Holm, vielleicht der tiefste Eindruck gewesen ist, den mein Knabenherz empfangen hat. Aber seien auch Sie gerecht. Wollen Sie wirklich mich verantwortlich machen für meiner Schwester Unrecht?“

„Blut is Blut“, sagte Holm. „Mich alten Bauer wirst nich glauben machen, daß ein vom Schlehborn Kirschjen pflüct, oder daß ein Fuchsin Fohlen zur Welt bringt.“

„Was für eine Bürgschaft verlangen Sie?“ fragte Gerd. Er zog sein Skizzenbuch aus der Tasche. „Soll ich jetzt gleich hier in Ihrer Gegenwart niederschreiben auf mein Ehrenwort und an Eides Statt, daß ich Trina Swensen von ganzem Herzen liebe und sie in der kürzesten Frist, die das Gesetz zuläßt, heiraten will? Warten Sie, vielleicht beruhigt Sie das. Und es entspricht nur dem, was ich schon heut morgen Ihnen gesagt haben würde, wenn Sie mich hätten anhören wollen.“

Während er sprach, begann Gerd zu schreiben.

Unruhig sah Janfredrik ihm zu, befremdet, fast enttäuscht. Er hatte anderes erwartet: Ausflüchte, Redensarten, ein Ausbiegen, Entgleiten. Was Gerd sagte und tat, trug den Stempel der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. Aber anstatt Janfredrik zu beruhigen, regte diese unerwartete Wendung ihn nur noch mehr auf. Jetzt erst wurde es Ernst. Nicht einen Dieb galt es fortzuschrecken: ein Eigentümer forderte in gutem Glauben sein Recht. Nein, es war nicht sein Recht. Nie würde er es ihm geben.

Janfredrik stieß nach der Hand, die ihm den unterschriebenen Schein reichte. „Was gehn dein Absichten mich an? Ob du ihr heiraten willst oder nicht, ich geb sie dir nicht. Nie. Sie is mein. Mein Tochter. Die geb ich kein', der Klünders heißt.“

Auch in Gerd regte sich jetzt der Zorn. „Sie haben gar kein Recht, mir das Mädchen, das mich liebt, das ich liebe, vorzuenthalten, Herr Holm.“

„So? Meinst das?“

„Selbst meiner Schwester können Sie nur nachtragen, was Sie im Herzen durch sie gelitten haben, nicht das, wozu Ihre Enttäuschung Sie getrieben hat.“

„Was?“

„Die Tat gehört immer dem Täter, Herr Holm.“

Janfredrik strich sich das Haar aus der Stirn. „Um das, was gewesen is, wollen wir nu nicht streiten. Ich bin gekommen, um ganz was anderes von dir zu fordern, als was da auf dein Wisch von Papier auf steht.“ Er sprach leise zwischen den Zähnen. „Du sollst schwören, Gerd Klünders, jetzt gleich schwören, daß du dein Sachen zusammenpackst un morgen früh aus Schmalenbeek weggehst. Dich auch nie wieder sehen lässest hier in'n Moor. Daß du Trina Swensen vorher nich sprechen willst, auch später in kein Weise mehr inkommodieren. So. Heb dein Hand auf un swör das.“

In der ungeheuern Erregung, die er kaum niederzwang, hatte Janfredrik die Klinte von der Schulter genommen und zertrte am Lauf.

„Und wenn ich das nicht schwöre“, sagte Gerd Klünders und sah ihm fest in die Augen, „dann wollen Sie mich wohl ermorden, Janfredrik Holm, wie ihren Freund Brün Lorenzen?“

Eine Ernüchterung kam über Janfredrik. Unwillkürlich beugte er die Mündung zur Seite.

„Was hängt du dir gerade an Trina Swensen?“ murmelte er. „Da sind Verns genug für dein Jugend. Ich bin ein alten, einjamen Mann. Ich hab kein Frau, kein Kind, niemand, niemand als das Mädchen. Sie is mein Tochter. Ich hab ein großer Recht dran, als wenn ihr Mutter sie mir geboren hätt. Da sollst du Respekt vor haben und sie mir lassen.“

„Bleibt sie denn nicht Ihre Tochter, Herr Holm, auch wenn sie meine Frau wird?“

Janfredrik hob abwehrend die Hand. „Nein! Da is ein Graben, da is ein Meer zwischen die Klünders un mir.“

„Unsere Liebe schlägt die Brücke darüber.“

„Ich will nich“, sagte Janfredrik. „Ich kann nich. Sie dir geben, das is, als wenn ich ihr begrübe. Ich will nich mein Bestes mir aus dem Herzen reißen, weil du dreist genug bist, un streckst die Hand danach aus. Ich will nich, verstehst?“ Wieder zertrte er am Lauf. „Und ich bin ein, der sein Willen durchsetzt.“

„Und fühlen Sie nicht, daß in dieser Liebe Ihrer Adoptivtochter und Sophees Bruder gerade die Versöhnung mit der Vergangenheit liegt? Daß in unserm hellen, schuldlosen Glück Schuld und Leid von einst auslöschten?“

„Wie du snacken kannst! Gerade wie sie —“

„Geben Sie mir Trina, Janfredrik Holm. Sie müssen sie mir ja geben.“

„Nein!“ Janfredrik schrie es.

Gerd blieb gelassen. „Sie werden sie mir geben. Aber es ist nicht gut, an diesem Ort in der sinkenden Nacht uns von diesen Dingen zu unterhalten. Sie werden nachdenken. Im Sonnenlicht morgen sprechen wir weiter.“

„Nie.“

„Doch.“ Gerd lüftete den Hut. Und weil Janfredrik wie ein Pfahl vor dem Pfad zum Dorf stand, ging er langsam tiefer ins Moor, dort hinaus, wo der letzte gelbe Strich des Abendrots seinen Goldglanz auf den Schnee des Flockengrases warf. Janfredrik hielt ihn nicht zurück. Reglos, mit starrem Blick sah er ihm nach.

Wie er der andern glich! Aus Blick, Mienen, Lächeln, Stimmklang war die alte Zeit aufgestanden, die stürmische Frühlingzeit seiner Leidenschaft. Aus tausend vernarrt gewesenen Wunden brach blutig der alte Schmerz. Als erlitt er heute den Verrat, so empfand er ihn. Sophees helles Spottlachen am Arm des Geliebten, Brüns Todesseufzer klangen vor seinem Ohr, als hätte das schweigende Moor um ihn sie ausgestoßen. Und dem Bruder der Schändlichen sollte er die Tochter seines Herzens geben?! Nein. Das war ungeheuerlich! Das würde nicht geschehen. Jedem Mann, den Trina sich erwählte — dem nicht. Er gab sie ihm nicht!

Aber hält man, was nicht bleiben will? So lange es einen Gerd Klünders gab, würde keine Menschenmacht Trina Swensen von ihm zurückhalten. Nur wenn er tot war. — Ach! Wär er tot! — Sie würde ihn betrauern — nicht lange. Jugend vergift. Und dann bliebe sie sein Kind für immer. Nichts konnte sie von ihm trennen als die Liebe zu diesem Mann. Wär' er tot!

Mit heißen Augen begann Holm Gerd zu suchen. Aber er sah keine Gestalt auf dem weiten Moor. Nur der Streif von weißem Flockengras schimmerte noch gespenstisch herüber durch die einbrechende Nacht.

Das war seltsam. Seine Augen sahen wie Eulenaugen durch das Dunkel. Und plötzlich durchzuckte ihn ein wild freudiger Schreck. Hatte sein Wünschen geheimnisvoll wirkende Gewalt? — Nach dem Wildbruch zu war jener gegangen — eine gefährliche Straße bei sinkender Nacht, doppelt gefährlich für einen Ortsfremden. Ob er nun um den Sumpf herum das obere Ende des Dorfes zu erreichen suchte oder am Rand hin nach St. Jürgen hinüberstrebte, bei jedem Schritt lauerte die schlammige Tiefe. Vielleicht hielt sie ihn schon gefangen, er versank Zoll um Zoll.

Horch! War das nicht ein Ruf von einer Menschenstimme? Ein Hilferuf? — Oder klagten nur die Unken im Teich so laut? Schrie ein Nachtoegel zornig über entflozene Beute?

Nichts hören! Nichts sehen! Heim!

Er raffte sein Gewehr vom Boden auf. Er tat ein paar Schritte.

Warum waren die Füße ihm schwer und der Atem gepreßt? Fürchtete er, daß der Schatten des Ertrinkenden, wenn anders jener dort ertrank, anlagend ihm wiederlehren würde wie einst Brün? Der kam nicht; der hatte kein Recht. Nicht Janfredrik hatte die Hand aufgehoben gegen ihn. Und er behielt seine Tochter.

Seine Tochter. Er sah plötzlich Trina vor sich, wie sie vertrauend ihn anschaute mit ihrem ehrlichen Kinderblick, damals, als sie freiwillig zu ihm zurückkehrte von ihrer Flucht in die Welt. „Ich glaube doch, daß du es gut mit uns meinst, Onkel Holm.“ Und er? Das schlimmste Leid gönnte, wünschte er ihr lieber, als daß er sie dem Mann gab, dem er fremde Schuld nicht vergessen konnte.

Ein Grausen packte ihn vor sich selbst. War er denn immer, immer noch der alte, in seinem Jähzorn zügellose Janfredrik, der er gewesen war? Noch? Nach allem, was er gesündigt und gelitten hatte? Mit grauen Haaren noch wie mit blonden? Nein! Nein! Nein! Das Graufige durfte nicht geschehen, dies Leid nicht kommen über Brüns Blut, dem er sich zum Schützer angelobt hatte. Es durfte nicht.

Er rannte dem Willbruch zu. Die Angst, daß er schon zu spät kommen könnte, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Von hundert zu hundert Schritten schrie er: „Hojo! Gerd Klünders! Gerd Klünders! Wo bist?“

Keine Antwort kam zurück.

Und es war doch noch gar nicht lange, daß jener sich von ihm getrennt hatte. Oder doch? Während des heißen Kampfes in seiner Seele hatte er das Maß der Zeit verloren. Er strengte die Augen an, das rasch wachsende Dunkel zu durchdringen. Hart über den weißen Streifen spähte er hin. Der Kopf, ein Arm mühten doch noch auftragen aus dem Flockenmeer. Und warum diese Stille? Ertrinkende pflegen zu schreien. War's gar schon vorüber? Sein Herz setzte aus.

„Gerd Klünders! Halt! Bleib stehen! Da geht kein Weg!“

Mit aller Kraft der Lungen schrie er's. Und diesmal kam Antwort, ganz ruhig, ganz klar.

„Ja, das scheint wirklich so.“

Janfredrik hob die Augen, die tief unten, immer die gefährlichsten Stellen entlang gesucht hatten. Nun entdeckte er die Gestalt des Malers fünfzig Schritt abseits, wo eine Art festeren Dammes als schmaler, dunkler Strich in das silberne Gefloß der Moorgrasblüten einschritt. Schlank und hoch stand Gerd Klünders, kein Versinkender, nicht einmal ein unmittelbar Gefährdeter.

„Bleib stehen!“ schrie Janfredrik heftig. „Da kannst nicht voran.“ Und vorsichtig, mit dem Gewehrkolben die Tragfähigkeit des Bodens prüfend, betrat er den Steig, näherte sich. „Das is ein slimmen Fleck Erde, wo du stehst.“

„Ich entfinne mich dunkel aus meiner Kindheit, daß hier eine Furt durchging.“

„Die findst nich bei Nacht.“

„Ja, das hab' ich auch gefürchtet. Darum bin ich ungekehrt.“

Janfredrik sah zu Boden. Unnötige Sorge. Es war keine Gefahr gewesen. Der Himmel hätte seinen freulen Wunsch nicht erhört. Er hätte nach Haus gehen können. Vielleicht doch nicht. Gerade die Sicherer hascht der tückische Grund.

„Faß' mein Hand an, Gerd Klünders. Komm heraus da.“

Zögernd gehorchte Gerd, und es schien Janfredrik, daß er vorsichtig seine Füße setzte wie in geheimem Mißtrauen.

Aber der Boden wurde fester mit jedem Schritt. Schon lagen die weißen Flocken hinter ihnen. Da fragte Gerd: „Sind Sie wirklich aus Sorge um mich zurückgekommen, Herr Holm?“

Janfredrik ließ seine Hand los. „Es is ein slimmes Stück Erde da. Ich warn' jeden davor. Als du weggegangen bist, da hab' ich das vergessen, weil mir was anderes im Kopf herumging. Nachher is es mir dann eingefallen.“

„Das war sehr gütig, Herr Holm. Ich danke Ihnen.“

„Um deinetwillen hab' ich's nich getan“, sagte Holm kurz.

Gerd sah ihn prüfend an. Er fragte nichts weiter. Die Tat Janfredriks war ein gutes Zeichen für seine Hoffnungen. Aber voreilige Worte sind oft wie die kühlen Frühlingswinde. Sie machen die Knospen erfrieren, an denen sie rütteln. Er wartete.

Schon tauchten die Kornäcker der Kolonie vor ihnen auf, ein fahlwogendes Meer im Gegensatz zu dem schwarzen Heidekraut, das den Moorboden bedeckte. Da begann Janfredrik: „Ich weiß nich, ob du dich das gut überlegt hast. Trina Swensen is man ein Bauernbern. Du bist ein aus der Stadt. Dein Verwandtschaft und dein Freundschaft werden sich in Trina ihr Art nich finden können und sie nich in die von dein Freundschaft. So was is nich gut.“

„Was Sie da sagen, würde richtig sein“, antwortete Gerd ehrlich, „wenn ich ein Kaufmann wäre, ein Offizier oder ein Beamter, ein Festangeseßener, in eine bestimmte Kaste Eingereiheter. Aber wir Künstler sind in allen Ständen daheim. Unsere Freundschaft wählen wir uns nach unserm persönlichen Bedürfnis. Darum können Sie gewiß sein, daß der Kreis, in den ich Trina führe, gerade wie ich selbst in ihr das Meisterwerk bewundern und lieben wird, das sie ist.“

Wieder gingen beide eine Strecke schweigend. Dann blieb Janfredrik stehen. „Kannst du mir versprechen, daß du ihr sehr, sehr glücklich machen willst?“

„Das ist mein ehelicher Wille, Janfredrik Holm.“

Der Mond war über den Moortrand heraufgekommen. Bei seinem matten Schimmer sahen die beiden Männer einander lange und fest in die Augen.

Dann kehrte sich Janfredrik mit einer schroffen Bewegung ab.

„Komm morgen früh in mein Haus. Dann wollen wir da über sprechen. Längs die Felder geht dein Weg. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Janfredrik Holm.“

Als Janfredrik in sein Haus trat, lauerte Trina an der verglimmenden Herdofche. Brün, die Knechte und Mägde waren zur Ruh. Beim Klang der Tür fuhr sie auf, stürzte ihm entgegen. „Gerd? Gerd? Hast du ihm ein Leid getan?“

„Nein“, sagte er kurz.

„D, du hast ihn nicht gefunden?! Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ Die Tränen begannen ihr aus den Augen zu fließen, Tränen des Glücks, der Dankbarkeit. Janfredrik stellte seine Büchse in die Ecke.

„Ich hab' ihn woll gefunden. Dadrum brauchst nich aufzufahren. Bin ich denn ein unvernünftigen Menschen? Ich hatt' mir vorhin eingebildet, er meint es nich ganz ehrlich mit dich. Das hat mich was wild gemacht. Aber kann sein, daß ich ihm damit unrecht getan hab'.“

„D, Onkel Holm, du hast mit ihm gesprochen? Du hast ihn angehört, lieber, lieber Onkel Holm? Was für ein dummes Ding war ich mit meiner Furcht! Als ob du nicht immer der Klügste, der Beste wärs! Lieber, lieber Onkel Holm.“

„Ich will dich sagen“, sprach Janfredrik langsam, „er kommt morgen. Un wenn du wirklich nich ohne ihm leben magst, denn so will ich — ich will dein Glück nich in Wege sein, verstehst?“

Mit einem Jubelruf warf sie sich an seine Brust, schlang die Arme um seinen Hals.

„Onkel Holm“, schluchzte sie, das Gesicht an seine Schulter gelehnt, „wenn ich dir's sagen könnt', einmal sagen, wie ich dich verehr', wie ich dich lieb hab'. Nicht Vater, nicht Mutter hab' ich gehabt. Du bist mir beides gewesen und Heimat und Lehrer. Nie kann ich's gut machen, was du an mir getan hast. Und wenn ich Gerd lieb hab', weil ich nicht anders kann, ich weiß doch, nicht einmal Gerd meint es besser mit mir.“

Janfredrik hielt sie schweigend in den Armen. In seine Augen trat ein Nebel, in dem ihm die Tenne und das Herdfeuer verschwammen. In diesem Augenblick fühlte er es ganz, was er in diesem jungen Leben befaß, was er im Begriff war hinzugeben. Denn verlieren würde er sie durch diese Heirat.

das begriff er klar. Nie konnte ihm wohl werden in der Nähe des Mannes, dessen Züge und Wesen ihm unaufhörlich all sein Unglück, all seine Schuld vergegenwärtigten, und der fortan seines Kindes Nächster sein würde. Aber er fühlte, es mußte sein. Sanft strich er über des Mädchens blonden Scheitel. „Geh zu Bett, mien Dorn. Das wird woll all recht werden.“

Am nächsten Tag blieb Janfredrik zu Haus. Sie brauchten ihn nicht im Dorfstich. Brün würde schon aufpassen, daß ihm von seinem Erbe kein Pfennig vergeudet würde.

Als Gerd Klüunders kam, sprach er ganz trocken und geschäftsmäßig mit ihm. Trina Swensen und ihr Bruder waren seine Erben. Brün bekam den Hof, Trina, was etwa an Barvermögen da sein würde. — „Du mußt nich denken, daß mein Tochter ein Bettelmädchen is.“

Was den Zeitpunkt der Hochzeit betraf, da war's auch ihm recht: je eher, je besser. Die Wochen vorher, das wußte er, würden eine Dual für ihn werden, ein stückweises Abschiednehmen.

Der Form wegen wurde auch Margret Swensen gerufen, um unter Tränen und Seufzern ihre Einwilligung zu geben.

Und Trina war eine stille Braut. Zwischen den Feldern, an der Seite des Geliebten konnte sie scherzen und lachen. Im Hause lastete Janfredriks Wesen auf ihr. Er sprach kaum noch. In stummem Grübeln ging er durch Haus und Hof. Kein ungutes Wort hörten sie oder Gerd von ihm. Trina kannte ihn genug, um trotzdem zu wissen, wie er innerlich rang und litt. —

In einem Sonntag war in Grasdorf die Trauung und dann auf Holms Hof der Hochzeitschmaus. Das junge Paar schied schon am frühen Nachmittag, denn die Fahrt nach Ottersberg war weit.

Vor der Haustür nahmen sie letzten Abschied von Janfredrik Holm. Gerd reichte ihm bewegt die Hand. „In Frieden, Janfredrik Holm. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie keinen Groll gegen mich hegen.“

Janfredrik nahm die Hand, drückte sie. „In Frieden, Gerd Klüunders.“

Und: „Auf Wiedersehen!“ hieß es bei den Jungen. „Auf Wiedersehen!“ antwortete der Alte. Die Tücher wehten hüben und drüben.

Janfredrik aber lehrte nicht ins Haus zurück, wo die Gäste schmauseten und tranken. Er ging hinaus ins Moor. In Sonnenschein stimmerte der ferne Schneestreifen des Flockengrafs. Und im Herzen des Mannes war die Stille, die nach schwerem Ringen über den Menschen kommt. Die Kraft ist vermindert. Aber ein gutes Bewußtsein des Sieges adelt das Gefühl der Schwäche.

Auf einem umgefallenen Birkenstamm sitzend, starrte er dem Wagen nach, der kleiner und kleiner wurde auf der schnurgeraden Strahe in endlosen Moor. Wie der Wagen kleiner wurde vor Janfredriks Augen, so würde sein eigenes Bild kleiner und kleiner werden in seiner Tochter Herzen. Langsam, unaufhaltsam würde die Entfernung wachsen zwischen Trina und ihm, trotz all des guten Willens auf beiden Seiten, bis der alte Bauer im Moor nur noch ein Punkt war am Horizont ihres Lebens, den ihres Mannes Gestalt ganz ausfüllte. Das Sonnenlicht war aus seinem Haus geschwunden, was übrigblieb, war grauer Nebel —

Da legte eine Hand sich auf Janfredriks Schulter. Alheid Ehlers stand hinter ihm. Die Sorge um ihn hatte sie vom Festmahl getrieben.

Er nahm ihre Hand, drückte sie.

„Ja, nu is mein Tochter weg. Nu bin ich ein einsamen Mann in mein Haus.“

„Janfredrik . . .“

„Du hast recht. Zu mein Befriedigung, um um mir das Leben leicht zu machen, hab ich ihr ja nich hingegenommen, sondern damit, daß ich Brüns Blut das Glück auf der Welt schaff, um das mein Freveltat ihn gebracht hat. Es war ein sweren Ding. Aber . . .“ Er stand auf. Er reckte sich zu seiner vollen Höhe, und fast stolz glitt sein Blick über das weite Moor und zum goldenen Himmelstrand. „Aber nu is das abgezahlt. Es is abgezahlt, Alheid. Wenn unser Herrgott mich ruft, ich bin mein Bruder Brün nig mehr schuldig.“

Und in dem Herzen des alten Mädchens war bei aller Behmut ein freudiger Stolz, daß der Mann, den sie liebte, sich durchgerungen hatte zum Frieden mit sich selbst, und ein heimliches Glück dazu, daß sie seinen Lebensabend umsorgen durfte mit ihrer stillen Treue.

Blätter und Blüten

Friederike Gohmann. (Zu nebenstehender Abbildung.) Von der einst so gefeierten Bühnendarstellerin Friederike Gohmann, die am 15. August, 68 Jahre alt, als Gräfin von Prokech-Osten in Gmunden verstorben ist, weiß die heutige Generation nicht mehr viel. Und doch ist sie feinerzeit die berühmteste Darstellerin der „Grille“ gewesen und hat nicht nur in Deutschland, sondern auch am Wiener Hofburgtheater, in Petersburg, Amsterdam usw. die glänzendsten Erfolge errungen. Friederike Gohmann war ein Würzburger Kind, das schon mit 15 Jahren auf die weltbedeutenden Bretter trat, von der Mutter Felix Dahms auf ihren Beruf vorbereitet. Nach einer Anfängerperiode auf kleinen ostpreussischen Bühnen kam sie ans Hamburger Thalia-theater, wo sie ihre ersten großen Erfolge errang, und dann durch Heinrich Laube 1857 ans Burgtheater, die Schmeichelei und Pflegstätte aller großen Talente. Die Nebenrollen waren ihr Fach, das „Lorle“, die Jeanne in der „Lady Tartuffe“ u. a. m.; ihren Ruhm aber begründete die „Grille“, die keine andere wieder so schelmisch, so herzlich und natürlich gespielt hat. Friederike Gohmann zog sich schon mit 22 Jahren von der Bühne zurück, um den Freiherren — späteren Grafen — Karl von Prokech-Osten zu heiraten.

Chinesische Examenaufgaben. Welch bedeutungsvolle Fortschritte in letzter Zeit die Aufklärung im „Reiche der Mitte“ gemacht hat, zeigen uns deutlich die Examenaufgaben, die dem „Staatsrathlichen Lloyd“ zufolge jüngst den Kandidaten eines gewissen



Friederike Gohmann †.

Grades in den verschiedenen chinesischen Provinzen gestellt wurden. Es seien hier nur ein paar der interessantesten Beispiele ausgewählt. Provinz Schantung (in deren Gebiet befanntlich unser Kiautschou liegt): Wie lassen sich unsere Land- und Seegrenzen am besten gegen die Eingriffe fremder Mächte schützen? Wie lassen sich die Hilfsquellen Chinas durch Bergbau und Eisenbahnen am besten erschließen? Provinz Kiangsi: Worin unterscheiden sich die verschiedenen militärischen Systeme der Völker? Was kann der ferne Osten aus dem Wiener Kongreß, dem Berliner Vertrag und der Monroedoktrin lernen? Welche Wirkung wird die sibirische Eisenbahn und der Nicaraguakanal auf China haben? Provinz Fukian: Welcher Art ist die Regierung, die Industrie und die Erziehung in der Schweiz, die, obwohl klein, sich doch unabhängig von den sie umgebenden Großmächten zu halten verstanden hat? Provinz Kuangtung: Welches Münzsystem soll China adoptieren, Gold, Silber und Kupfer wie die andern Länder im Westen, oder: Auf welchem Wege lassen sich Gelder und Professoren für die neue Erziehungsmethode beschaffen? Provinz Hunan: Welche Politik befolgt Japan, folgt es einfach andern Völkern, oder hat es eigene Ziele? Warum fühlt China seine kleine nationale Schuld so schwer, während England und Frankreich mit viel größeren Schulden diese kaum fühlen? — Das sind Examenfragen, die uns alles eher als chineisch erscheinen, und die noch vor dem chineisch-japanischen Krieg

mit seinen Konsequenzen undenkbar gewesen wären. Und dazu halte man noch die Ermahnungen, die der „literarische Kanzler“ der Provinz Schenst nach Ablauf seiner dreijährigen Amtsperiode den Studenten zu gleicher Zeit gibt: Die christlichen heiligen Bücher wie ihre eigenen sorgfältig zu studieren und den Veröffentlichungen der Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, um sich auf dem Gebiet der allgemeinen Zivilisation gründlich orientieren zu können!

Die Landshuter

Hochzeit 1475. Begünstigt vom herrlichsten Sommerwetter, vollzogen sich in den Tagen des 12. bis 15. August in der Kreishauptstadt Landshut Festspiel und Festzug, die eine getreue Nachbildung der 1475 stattgefundenen Hochzeit Herzog Georgs des Reichen und seiner Braut Prinzessin Hedwig, Tochter des Polenkönigs Kasimir IV., darstellen sollten. Die altertümliche Stadt war reich geschmückt, Girlanden umschlangen Fenster und Türen, von allen Türmen und Dächern wehten die bunten Wimpel auf das lustige Treiben der Straßen herab. Der Festzug, dessen Hauptteil, den vierpännigen Frunkwagen der Braut, unser erstes Bild wiedergibt, gelang vortrefflich, er war reich an eigentlichen historisch-treuen Gestalten und hatte viel schaulustige Fremde angezogen, die sich's am Abend überall auf Plätzen und Straßen wohl sein ließen bei kühlem Trunk. Solche Festspiele entbehren eines idealen Erfolges nicht: sie wecken im Volk den Sinn für alte deutsche Art und Sitte, stärken das Selbstbewußtsein, die Vaterlandsliebe und erregen das Interesse für Kultur und Geschichte der Vergangenheit.

Seltene Boote. (Zu dem untenstehenden Bild.) In der neuesten Zeit haben verschiedene Erfinder Patente auf Rettungsgürtel genommen, die vor dem Gebrauch mit Luft aufgeblasen werden oder auch bei Verührung mit Wasser infolge der Beigabe bestimmter Chemikalien sich selbsttätig mit Gasen füllen. Das Prinzip dieser Hilfsmittel, um den Menschen schwimmend zu erhalten, ist aber uralte. Schon die ältesten Geschichtsschreiber erzählen, daß in den Ländern am Euphrat und Tigris Flöße und Boote aus aufgeblasenen Ziegenhäuten gemacht würden. Noch heute benutzen dort die Eingeborenen solche Flöße und legen auf ihnen selbst die weite Talfahrt von Mossul nach Bagdad zurück. In andern Ländern, wie z. B. in Indien, benutzt man zu diesem Zweck die sorgsam abgezogenen Häute größerer Tiere, namentlich der Ochsen. Werden sie aufgeblasen, so bieten sie ein Boot, das den Menschen sicher trägt, und man setzt auf ihnen über breite Flüsse, wie dies unsere Abbildung zeigt. Wenigen Leuten dürfte es bekannt sein, daß solche Boote noch heute auch in Europa benutzt werden. Das ist der Fall in einem allerdings sehr verschollenen Winkel unseres Erdteils, in dem schwer zugänglichen und noch recht wilden Albanien. Die Ziegenhäute werden mit großer Sorgfalt vom Hals aus abgezogen, alle Verletzungen werden dabei vermieden, die notwendig entstandenen Öffnungen zugebunden und dann die Häute aufgeblasen. Drei, vier und mehr Ziegenhäute

werden nun mit einem Geflecht aus Mohr oder Ruten verbunden, und so entsteht ein Floß, auf das sich der Passagier legt. Der Fährmann bindet sich eine aufgeblasene Ziegenhaut vor den Leib und geleitet so wadend oder schwimmend das Fahrzeug über den Fluß oder See. Völlig trocken bleibt der Passagier nicht dabei, aber das primitive Boot schlägt nicht um und gelangt sicher zum Ziel. Sollten die Häute schlaffer werden, so können sie durch eine der Öffnungen am Bein wieder aufgeblasen werden. Dazu ist kein besonderer Apparat nötig; die menschliche Lunge besorgt die Arbeit. Mit ihr ist auch einer der Eingeborenen auf unserer Abbildung beschäftigt. Diese uns seltsam berührenden Boote sind ein interessantes Überbleibsel aus einer uralten Kulturperiode. Das Beispiel Albanien zeigt, daß sie sich auch im asiatischen Orient noch lang erhalten werden, selbst auf Strömen, die schon von Dampf- und Motorbooten befahren werden.



Der Frunkwagen.

Von der Landshuter Hochzeit.

Der Gartenlaube-Kalender 1907. Als ein guter alter Freund kommt er, die ganze Tasche voll wichtiger Neuigkeiten, lustiger Witze, ernsthaften Wissens, in Sehnsucht erwartet, mit Freuden begrüßt — der „Gartenlaube-Kalender“ von 1907. Noch einmal zieht, während wir die Seiten umschlagen, in Wort und Bild an uns vorüber,

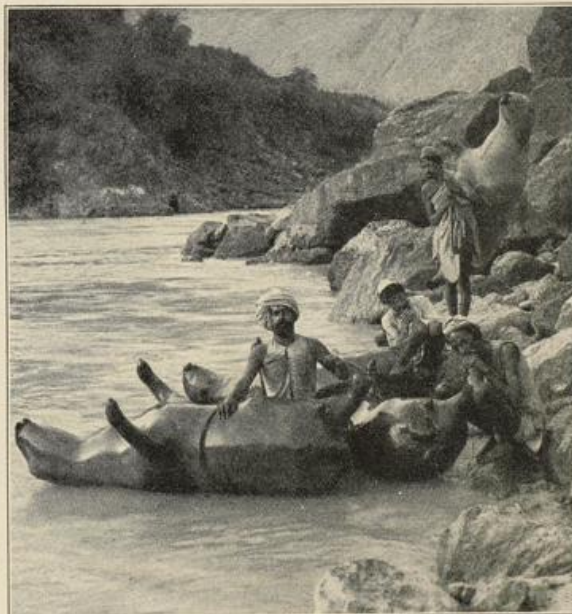


S. Zillmar, Handbuch phot.

Der Lortwart und des Herzogs Narr.

was das vergangene Jahr gebracht. Aber die Rolle des trocknen Predigers liegt ihm nicht, es will nicht nur belehren, sondern auch erheben und unterhalten. Weiß er doch, wie viele Hände sich ihm entgegenrecken, wie viele Wünsche hier nach Erfüllung suchen. Sie alle werden ihre Rechnung finden beim Leien. Haben doch unter andern W. Heimburg und Adelheid Weber, Fritz Stovrennel und R. Greinz ihre Feder in den Dienst des Kalenders gestellt, sorgt doch eine ganze Reihe von hübschen Artikeln für die Mannigfaltigkeit der Lektüre.

Die neue Handelsakademie in Innsbruck. (Zu dem Bild auf Seite 748.) Der herrliche Neubau der Innsbrucker Handelsakademie, den unsere Photographie wiedergibt, ist am 1. Januar d. J. bezogen worden. Er paßt sich im Stil — der sogenannten Tiroler Gotik — der ehrwürdigen Stadt und ihrer schönen Umgebung glücklich an, wirkt monumental und doch nicht schwer, infolge der reichen Gliederung. Der Hauptbau wird von zwei, in Form und Höhe verschiedenen Seitengebäuden flankiert und ist auf der Rückseite durch einen weiteren Bau, die Turnhalle, ergänzt, so daß der großartige Gebäudekomplex also vier Fronten zeigt, die von einem in der Mitte



From Stereograph copyright by Underwood & Underwood, London New-York.

Boote aus aufgeblasenen Häuten.

des Ganzen aufsteigenden 45 Meter hohen Uhrturm beherrscht werden. Der Schönheit des äußeren Baues entspricht die ebenso zweckmäßige wie geschmackvolle innere Ausstattung. Breite Gänge, große, helle Schulzimmer mit Parkettböden, Schülerpulte neuester Konstruktion tragen allen Anforderungen der modernen Hygiene Rechnung; ein Chemiefaal mit denkbar vollkommenster Einrichtung, eine Waren-



Die neue Handelsakademie in Innsbruck.

sammlung — d. h. ein kleines Museum für Industrie und Gewerbe — ein Lehrsaal der Physik, ein naturgeschichtliches und ein geographisches Kabinett mit allen Anschauungsmitteln ausgerüstet, u. a. m. dienen dem Wissensdurst der Schüler, für deren körperliches Wohl durch prächtige Badeanstalten gesorgt wird. Es ist eine Musteranstalt erfreulicher Art, die in der Innsbrucker Handelsakademie zum Nutzen der heranwachsenden Jugend, zum Ruhm der Stadt errichtet wurde. Möge sie blühen und gedeihen!

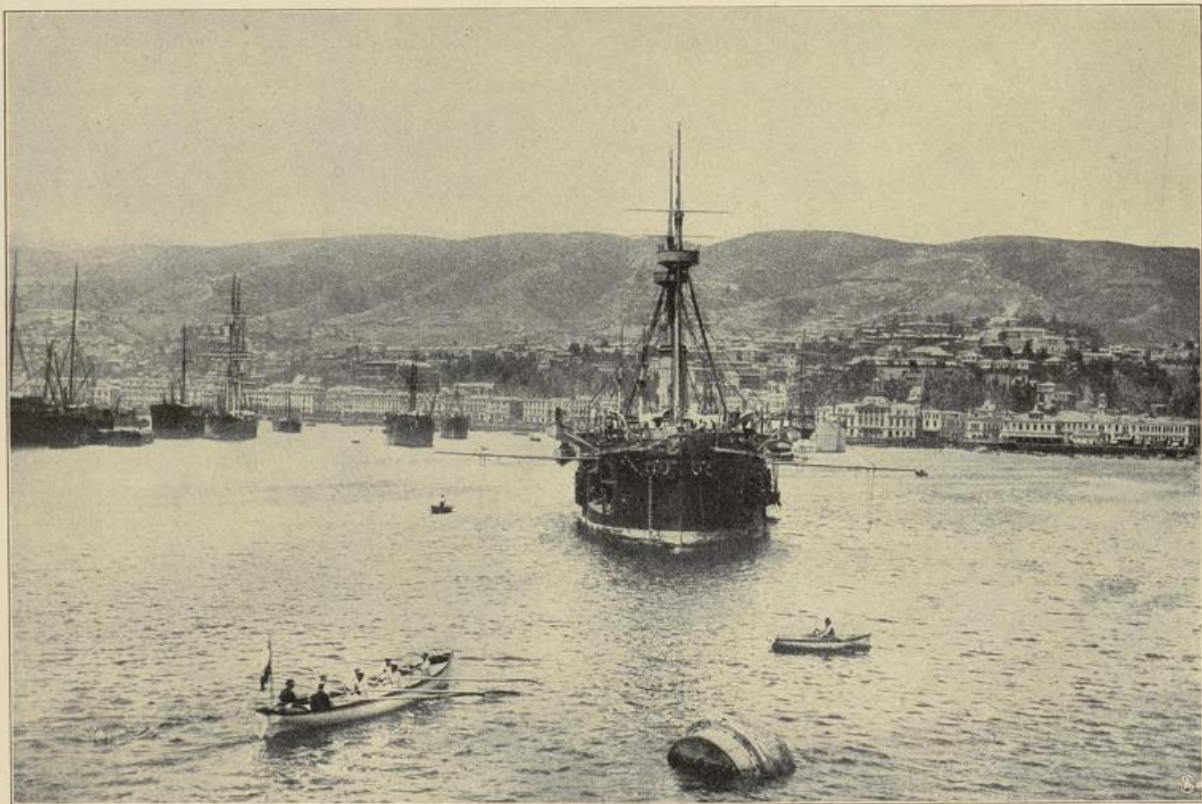
Das Erdbeben in Südamerika. (Zu dem untenstehenden Bild.) Kaum ist die Welt zur Ruhe gekommen über die graufige Katastrophe, der die schönste Stadt der Vereinigten Staaten zum Opfer gefallen ist, so verfest ein neues, ähnliches Unglück die Gemüter wiederum in Erregung. Am 17. August setze in Südamerika, auf der ganzen

Küstenlinie des Großen Ozeans sich fortspitzend, ein starkes Erdbeben ein, das besonders Chile heimgesucht und die blühende Stadt Valparaiso fast gänzlich zerstört hat. Die wenigen Gebäude, die den wiederholten Erdstößen standhielten, sind durch Feuer vernichtet worden, das in Valparaiso eine ebenso schreckliche Rolle spielte, wie damals in San Francisco, und infolge Wassermangels und der die Bevölkerung beherrschenden Panik, kaum ernstlich bekämpft wurde. Die Berichte schätzen die Zahl der Opfer in Chile auf viele Tausende, wovon der größte Teil auf Valparaiso entfällt, doch läßt sich die Größe des Unglücks noch gar nicht feststellen, da die von der Katastrophe zerstörten Verbindungen mit dem Inland erst allmählich wiederhergestellt werden und jeder Tag neue, schreckliche Einzelheiten meldet. Auch Santiago und die Stadt Melipilla, besonders aber die Ortshäfen des fruchtbaren Aconcagua-tales wurden schwer heimgesucht — der Schaden ist unermeslich groß. Daß auch die traurigen Begleiterscheinungen solcher Verheerungen, wie Raub und Plünderung ufw., nicht fehlten, wird nach den Vorgängen in San Francisco nicht wundernehmen. Das Standrecht wurde in Valparaiso proklamiert, weil die Menge kopflos und erregt war und die Arbeiter sich teilweise weigerten, zu helfen.

Ein altes Liebespaar. (Zu nebenstehendem Bild.) Das ehrwürdige Paar, das wir unsern Lesern im Bild vorstellen, hat am 24. August ein seltenes Fest begangen, das wenig Eheleuten zu feiern vergönnt ist: das Fest der „eiserne Hochzeit“. Der frühere Schiffer Heinrich Sörensen und seine Frau Maria, geb. Admussen, sind beide in Kappeln a. d. Schlei geboren und haben auch während ihres ganzen 65-jährigen Ehestandes dort ihren Wohnsitz behalten; Sörensen ist 91, seine Frau 85 Jahre alt, sie haben sich treu und brav durchs Leben geschlagen und sich einen vorzüglichen Humor bis in ihr hohes Alter zu bewahren gewußt. Die Einwohner Kappells haben dem Jubelpaar an seinem Ehrentag mannigfache Beweise der Liebe und Teilnahme dargebracht, auf daß sich der Lebensabend der beiden Alten ein wenig sorgenloser als bisher gestalte.



Heinrich und Maria Sörensen feierten ihre eiserne Hochzeit.



Valparaiso

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Birth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Am Geirangerfjord.
Gemälde von Th. von Eckenbrecher.

